



KIEFERN  SCHNEE

BALTISCHE DICHTUNGEN

MIT

EINEM TITELBILD VON G. BARON ROSEN

UND

BUCHSCHMUCK VON SELMA PLAWNEEK

RIGA 1906

KOMMISSIONS-VERLAG VON G. LÖFFLER.





Kiefern im Schnee.

Baltische Dichtungen

mit einem

Titelbild von G. Baron Rosen

und

Buchschmuck von Selma Plawneek.



Riga, 1906.

Kommissions-Verlag von G. Löffler.

Buchdruckerei des „Rigaer Tageblatt“ (Paul Kerfobius), Riga, Domplatz Nr. 5.

Art.
2487

Inhalts-Verzeichnis.

Bahr, Erna	Gewitter	1
Bergmann, Eugen	Der Glücksvogel	2
Blaumann, Rudolf	Resignation	13
—	Die Verlassene	14
Bosse, Heinr.	Erinnerung	15
—	Frühling	16
Büttner, H.	Winterabend	17
—	Des Grübelns Hamlet steht am Grab ..	17
Eckardt, Guido	Idyll	18
—	Genua	19
Engelhardt, Helene von	Mittagszauber	20
—	Leicht, aber sehr fein	21
—	In's Blaue	22
Fehre, Ed.	Fülle	23
—	Inmitten	23
—	Am Kamin	24
Freymann, K. v.	Mein Lied	24
Freitag-Loringhoven, U.	Norden	25
Freitag-Loringhoven, G., Freih.	Auferstehen	26
—	Es kam der Herbst ins Land	27
Geiß, R.	Der Frühling zieht ein mit Blütenpracht.	28
—	Liebesommer	29
Günther, Viktor	An Gott	30
Hollander, E.	Vom Hirtenmädchen und vom Königssohn	31
Hirschberg-Pucher, E.	Lied	32
—	Sing' mir das Lied	33
—	Mutter, ich küß' deine Hände	34
—	Wie Weihrauchdunst entquell' es deinen	
—	Worten	35
—	Ein neues Jahr — im fluge kam's daher	36
Kaarsen, Magda	Wandlungen	37
Keller, W.	Frühlingslied	41
—	Der Lieder blüht	42
—	Auf dem Zeller See	43

Mengden, Freih., A. v.	Erwartung	44
—	Sehnsucht	44
—	Campanula	45
Meyer, Julius	Der Spielmann	46
—	Harald Harfagar	47
—	Vierzehn Süßchen	48
Müller, Rich.	Der Kampf	49
Pezold, W. von	Sommernacht	50
—	Im Moor	51
Reisner, Karl von	Die Notlüge	51
—	Syringen	52
—	Das Bäuerlein im Himmel	53
Sawitzky, W.	Frühlingsritt	55
—	Skrauja	56
Schilling, O. von	Acht Jahr' sah ich die Heimat nicht	57
—	Das alte Haus	58
Schmidt, H.	Warnung	59
—	Der Spielmann	60
—	Auftrag	61
Schmidt, Norah	Vorüber	63
—	Stille, ganz still	63
Seuberlich, Fr.	Das Starenlied	64
—	Im winterlichen Walde	65
—	Im Mai	66
Seuberlich, Herm.	Wenn du erst mein bist	68
Seuberlich, Rud.	Das Lied vom Werden	69
—	Legende	70
—	Der Heiligenschein	72
Sievers, Siegfried v.	Vor der Nacht	74
—	Weißt du wie damals die Wolke zog	75
Skalberg, Elfriede	Rosen	76
—	Heimliche Liebe	77
—	November	78
—	Unser Glück	79
—	Frau Nachbarin	80
M. Treymann	Eitel Nichts	81
—	Frühling	82
Waldhauer, W.	Zu spät gekommen	82
Weich, C.	Eiten Helgin	83
Worms, Carl.	Die Mutter	85
—	Am Ende	89
Zoege von Manteuffel, E.	Warten	88
—	Blumenbitte	89

Gewitter.

Wir liebten die roten Blitze zu sehr,
Der flammenden Strahlen wollten wir mehr,
Als menschliche Zungen es sagen;
Die tiefste Seligkeit, höchste Lust,
Im berausenden Wetter baden die Brust —
Nun müssen den Schlag wir ertragen!

Es war uns das Leben zu eng, zu klein,
Wir wußten nicht aus, wir wußten nicht ein
Vor brennenden Glutentagen;
Wir haben entfesselt des Sturmes Heer,
Wir liebten die roten Blitze so sehr —
Nun müssen den Schlag wir ertragen!

Erna Bahr.

Der Glücksvogel.

Märchen.



In einer mittelgroßen Stadt, die weltfern und abgeschieden, mit altersgrauen Türmen und Toren, in einem grünen Tal lag, lebte vor Zeiten ein junger Schuhmacher mit Weib und Kind. Weil er eine gar ehrliche Haut war, nie ein Stück Leder, das ihm nicht zugehörte, in seinen Kasten verschwinden ließ, die bestellte Arbeit stets zum versprochenen Tage fertigstellte, und einen zierlichen Schuh selbst für den größten Fuß herzustellen verstand, hatte er Zulauf von alt und jung und konnte manch schönen Batzen beiseite legen.

Dazu war sein Weib von hübschem Aussehen und sein Bube wuchs gesund und kräftig heran, wie ein rotbäckiger Apfel am Fruchtzweig.

„Was fehlt dem Meister Setubal?“ sagten die Leute, wenn sie an seiner Werkstatt vorübergingen, „hat er nicht alles, was Menschen Begehrt? Haus und Hof, Frau und Kind und getreue Nachbarn! Selbst die Vögel haben ihn gern und nisten bei ihm.“

Und das war die Wahrheit, auch das Letztere; denn in dem alten Häuschen, das er vom Vater geerbt hatte, gab es allerlei dämmerige Ecken und Winkel, die die Vögel des Himmels gern haben und in denen sie mit Vorliebe ihre Nester bauen, und da sie niemand bei solchem Beginnen störte, ja die junge Meisterin selbst ihnen nicht selten allerlei Brocken und Bröselchen

streute, ließen sie sich's wohl sein bei den gastlichen Leuten. Oft gab es ein Gezwitzchen und Getue in sämtlichen toten und lebendigen Vogelsprachen, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Da gab es Meisen, Rotkehlchen, Schwalben, Spatzen und wie sie noch alle heißen mochten, und das Büblein der Eheleute kannte kein schöneres Vergnügen, als auf der grünen Bank vor der Tür zu sitzen und dem Treiben des lustigen Federvolkes zuzusehen.

Eines schönen Tages, als die Mutter wieder ein Körbchen voll Brocken gesammelt, sie den Vögeln gestreut hatte, und diese sich kopfüber, kopfunter auf die Eckerbissen stürzten, sagte der muntere Knabe, der ein Paar offene Augen im Kopf hatte: „Weißt du, Mutterle, mir scheint, es ist ein fremdes darunter. Schau mal — dieses da.“

„Ach, was schwägst du nur, unfluger Bub; der ist ja ein ehrlicher Spatz,“ rief lachend die Mutter.

„Nein“, entgegnete hartnäckig der Knabe, „guck nur einmal den da, links, der am Happen von meinem gestrigen Zuckerwecken knabbert. Trägt der nicht ein rotes Federchen in jedem Flügel, wie ich es nie am Meister Spatz bemerkt habe. Und was er für fluge Augen macht, ganz als verstünde er, daß von ihm die Rede sei.“

„Wahrhaftig,“ sagte die Mutter, „du hast scharfe Augen Aber trüge er nicht dies vornehme Ordensbändchen, würde ich schwören, er sei einer aus der Spatzenfamilie — nichts weiter.“ Und sie wandte sich zum Fenster, wo der Meister eben mit seinem Hammer munter auf ein Sohlenleder klopfte und ein fröhlich Lied dazu piffte.

„Vater,“ rief sie, „komm mal vor die Haustür, nur auf einen Augenblick.“

Da kam der Meister, und sie wiesen ihm das Vöglein, das flink und gar nicht ängstlich die Krumen dicht vor den Füßen des Knaben pickte und fragten: „Kennst du den Vogel da?“ Der Vater hub an zu lachen.

„Kindsköpfe seid ihr beide und kennt keinen Spatz mehr! Daß er ein rotes Kinkerlitzen an seiner Uniform trägt, ändert an der Sache nichts. Spatz bleibt Spatz. Glaubt ihr denn, es würde einer vornehmer und feiner, wenn ihm ein Goldsternchen ins Knopfloch fliegt? Es ist ein seltsam Spiel der Natur und nichts anderes.“

Dabei blieb's, und man gewöhnte sich, das Tierchen mit dem roten Flügel-schmuck von nun an unter den besiederten Hausgenossen zu sehen, pflegte ihm die größten Brocken zuzwerfen, und der Knabe ruhte nicht eher, bis er auch die Stelle herausgespürt hatte, wo das Vöglein die Nacht zubrachte. Oben auf der Wetterfahne hochte es und schien ein Vergnügen daran zu finden, sich von den wechselnden Winden bald hierhin, bald dorthin mit dem Fähnlein drehen zu lassen.

Eines Tages nun, als der Meister wieder fleißig bei seiner Arbeit saß, Weib und Kind in dem blühenden Garten ihr Wesen trieben, kam ein verhüßelt Weiblein die Straße daher. Sie trug zu einer fremdartigen Kleidung ein buntes Kopftuch und ihre Augen blickten noch munter aus dem braunen faltenreichen Gesicht.

„Grüß Gott, du arbeitsamer Mann!“ rief sie schon von weitem, „willst du dich eines armen Weibes erbarmen, dem der weite Weg die Sohlen unter den Füßen weggefressen hat und das dir mit nichts anderem als einem schönen Dank lohnen kann, wenn du ihr aus deinem Vorrat ein neues Sohlenleder an den Schuh heften willst?“ Dabei hielt sie ihm ein Paar Schuhe entgegen, die so jämmerlich ausschauten wie ein Knochengerüste, dem Zeit und Alter das blühende Fleisch von den Gliedern genagt.

Meister Setubal lachte und sprach: „Gebt her!“ und die fremde Alte stand dabei und sah neugierig zu, wie seine sinken Finger in kurzer Zeit den Schaden wieder wett gemacht hatten. Dann tauchte er eine Hasenpfote in eine schwarze Beize, rieb an den alten Scharteken herum, und als er sie ihr wieder hinreichte, sahen sie so blißjauber aus, daß man mit ihnen zu Tanz und Spiel hätte gehen können.

Das Weiblein konnte sich im Danken kaum genug tun. „Ach,“ rief sie, „es ist ein übel Ding um das Alter. Hindert es einen doch sogar seine Dankbarkeit zu beweisen. Beim Himmel, trüge ich meine Siebenzig nicht auf dem Rücken, so machte ich mich auf und singe euch zum Dank den Glücksvogel. Wahrhaftig, ich tät's. Denn euch gönnte ich ihn, weil ihr ein freundliches Herz und eine freundliche Hand habt.“

„Den Glücksvogel? Was ist denn das für ein Vogel, Mütterchen?“ fragte neugierig der Meister. „Schon von manch einem Vogel habe ich mir erzählen lassen, aber von solch einem hab ich mein Lebtag noch nichts gehört.“

„Das will ich schon meinen,“ entgegnete die Alte. „Von den besten Dingen redet die Welt immer am allerwenigsten! Wißt: der Glücksvogel ist ein klein Vögelein mit himmelblauem Gefieder, hat ein Schnäblein aus lauterem Golde und seine Krallen sind aus blißendem Diamant. Weit hinten, dort wo die Welt in ewigem Eise liegt, nistet er, und wer ihn fängt, hat das Glück sein Leben lang im Hause und Gold in Hülle und Fülle, denn in jeder Nacht legt der Vogel ein goldenes Ei. Ja, aber wer ihn fangen will, muß früh aufstehen und junge Beine haben, denn er ist scheu von Natur, bleibt auch nicht lange an einem Ort und fliegt schneller als der Frühlingwind.“

Als sie den Meister Setubal ungläubig lächeln sah, fuhr sie eifrig fort: „Nacht nur, soviel ihr wollt, mich solls nicht kümmern, denn ich weiß, was ich weiß. Seht, da ist einer in Nürnberg gewesen, dicht an der Lorenzkirche hat er gewohnt, der hat ihn beseffen. Und eine Gräfin in Flandern. Bei der ist meine Großmutter selig Kammerfrau gewesen und hat's mit eignen Augen gesehen, wie die weiße Hand ihrer Herrin jeden Morgen in den silbernen Käfig des Vogels gefahren und mit einem blinkenden Goldei wieder herausgekommen ist.“

Damit nickte sie ihm zu, stieg in die verjüngten Schuhe und humpelte ihres Weges weiter. Der Meister hatte aber doch zum Schluß ein nachdenkliches Gesicht gemacht und abends, als er mit Weib und Kind im Gärtlein saß, erzählte er der Frau die ganze Geschichte. Die hatte aber das Herz auf dem rechten Fleck, begann zu lachen und sagte: „Das fehlt gerade, Liebster, daß so ein altes hergelaufenes Schrumpfwiblein dir mit ihren Narrenspossen den Kopf wirr macht. Haben wir doch Vögel von allen Arten und Farben im eigenen Hause, da mag der Glücksvogel auch schon unter ihnen sein, und dieser da —“ sie hob den flachsblonden Buben in die Höh — „ist unter Brüdern mehr wert als das blauglänzende Federvieh samt allen Goldeiern.“

Meister Setubal war jedoch seit jenem Tage wie ausgewechselt, verlor zusehend Schlaf und Hunger, ward blaß und nachdenklich und machte seinem Weibe Kummer und Sorgen. Seine fröhlichen Lieder verstummten, seine sinken Finger wurden langsam und arbeitscheu und oft fand ihn die Meisterin oben

am Dachfenster, wie er sehnsüchtigen Auges in die blaudämmende Ferne hinauschaute.

Eines Morgens nun — die Hähne hatten eben dem aufsteigenden Frührot entgegengekräht — hörte sie ihn sich sacht von seinem Lager erheben und da sie, nichts Gutes ahnend, mit erblaßtem Gesicht auffuhr, sagte er: „Liebste Frau, laß alles unnütze Reden, denn dein kluges Auge weiß und sieht nur zu wohl, wie es auf dem Grunde meiner Seele steht. Die Alte hat mich mit ihrer unseligen Erzählung vergiftet; ich mag wollen oder nicht, ich muß hinaus und den Glücksvogel fangen. Harre in Treue mein. Ehe das Jahr herumgegangen, bin ich wieder heim und bei dir, und es soll ein Leben wie im Himmel bei uns sein, wenn das wundersame Vöglein über deinem Tische hängt und du jeden Morgen, wie jene Gräfin in Flandern, mit deiner weißen Hand in den Käfig hineinlangst und das goldene Ei herausholst.“

Doch die Frau schüttelte nur traurig den Kopf und schluchzte herzbrechend, als er sie und das schlafende Bublein küßte und rüstig aus dem Hause, in die weite Ferne hinausschritt.

Um die Mittagszeit kam der Knabe mit betrübttem Gesicht zu ihr gelaufen und klagte: „Mutter, ich habe den Vögeln ihr Futter gestreut, aber der Spatz mit dem Ordensbändchen ist nimmer da.“ „Er wird dem Vater nachgefliegen sein,“ sagte sie bitter.

Seit diesem Tage war der Vogel verschwunden und sein Sitz auf dem Wetterfährnchen blieb leer.

Für Meister Setubal begann nun ein rastloses Wanderleben. Bergauf und bergab ging es, durch viele Länder kam er, mancherlei Städte sah er, fremdartige Leute mit fremden Sitten lernte er kennen und fleißig fragte er nach dem Wege, der in das ewige Eis führe. Immer aber war die Antwort: „Dein Weg ist weit, guter Wandersmann, und ein fernes Ziel hast du dir gesteckt. Nur immer dem kältesten Winde entgegen — das ist die Richtung, die du einhalten mußt. Da liegt das Land, das du suchst.“ Der Meister ließ den Mut nicht sinken. Munter schritt er fürbaß, denn er war jung und stark und fühlte die Kraft in sich, den Glücksvogel zu fangen, und hätte er auch in die Hölle hinabsteigen müssen. Allmählich hörten die Städte auf und um ihn wurde es öde und unwirtlich; weite Strecken kamen, in denen kein Baum, kein Strauch zu sehn war, nur ein dürres graues Moos kletterte verdrießlich öde Felsen hinan und der Wind, der ihm heulend entgegenfuhr, kniff ihn mit kalten Fingern in die Ohren.

Aber auch die Felsen und das Moos nahmen ein Ende und die Einsamkeit wurde immer armseliger und stiller. Kein Vogel wiegte sich in den Lüften, nur graue Nebelwolken krochen dräuend am Himmelszelt und ringsum war das Schweigen des Todes.

Endlich, eines Nachts, sah er im Mondenlicht wunderbar geformte Gebilde vor sich auftauchen: Berge und Felsen, Säulen und Türme, Häuser und Paläste, und das alles blitzte und funkelte in tausenderlei Farben, und er mußte erst eine Weile die Augen mit der Hand beschatten, ehe er in all die Pracht und

den Glanz hineinschauen konnte. Und dazwischen sah er gleißende Lichterchen hin und her eilen, wie Irwische über Moorgrund.

Es war kein Zweifel, er war am Ziel. Eine große Freude wurde in seiner Seele wach. Ihm war zu Mut, als hielt er das blaugoldige Vöglein schon in der Hand und fühlte dessen kleines Herz schon gegen seine Finger schlagen.

Schneller wurde sein Schritt und bald stand er in den Straßen einer absonderlichen Stadt. Wie ein Haufen riesengroßer Diamanten schaute sie aus, denn Paläste, Türme, Tore — alles war aus hellem, klarem Eise und schillerte in den sieben Farben des Regenbogens, und das, was er für Irrlichter gehalten, waren die Eismännlein selber. Sie waren ebenso durchsichtig wie ihre Behausung und man konnte ihnen bis auf den Grund der Seele blicken, dazu trugen sie kleine buntfarbige Leuchten vor der Brust, die im Winde hin und her flackerzten, und kribbelten und krabbelten geschäftig durcheinander wie die Ameisen.

Als sie den Fremdling gewahrten, umringten sie ihn und fragten mit freundlicher Neugier: „Was führt dich zu uns, Menschenkind? Es ist lange her, seitdem einer aus eurem Geschlecht den Weg zu uns gemacht hat.“

Unserem Meister ging nun der Mund über von dem, des sein Herz voll war; er berichtete getreulich, wie ihn der Wunsch nach dem Besitz des Glücksvogels hierher getrieben, und bat eindringlich, ihm dazu zu verhelfen.

Die Männlein sahen sich eine Weile verduzt an, krauten sich hinter den Ohren, dann sprach der eine: „Geleiten wir ihn zu Asterus. Der wird Rat wissen.“

Man führte ihn in eine große, weite Halle. Dichte weiße Wolken waren hier zu hohen Ballen aufgestapelt, und tausend fleißige Hände regten sich, die Nebelmassen mit scharfen Scheeren zu Schneeflocken klein zu schneiden.

Aus einem geräumigen Hof, der daneben lag, drang ein wildes Schnauben und Stampfen. Das kam von den Ost- und Nordwinden, die an die grauen Dunstwagen gespannt wurden, um die Schneeflocken über die Erde zu tragen. Hei, wie sie brüllten und tobten und um sich schlugen und in die blitzenden Zügel bissen! Die Eismännlein, die auf den weichen Flöckchen saßen, und deren Amt es war, die leichten Sternchen den Menschen zu streuen, hatten alle Hände voll zu tun, die unbändigen Sturmrosse zu regieren.

Asterus war einer von den Ältesten und Weisesten aus dem Geschlechte der Eismänner; sein silberweißer Bart reichte fast bis an die Erde und ein glänzender Reif schmückte seine Stirn. Nachdem er den Meister Setubal angehört hatte, sprach er: „Armer Sterblicher, zu spät bist du gekommen! Vor langen, langen Jahren nistete in den Spalten unserer Felsen ein Vöglein, das wohl jenes gewesen sein wird, nach dem du suchst. Aber grüngoldig leuchtete sein Gefieder, saphirblau war sein Schnäbelchen und seine Krallen waren silbern. Es mögen wohl schon an die hundert Jahr her sein oder noch darüber, seitdem es fortgezogen ist und wärmere Gegenden aufgesucht hat. In das Sonnenland mußt du wandern. Hoch in den Kronen schwankender Palmen hat es sich sein Nest gebaut, und wenn du es geschickt anfängst, kannst du seiner schon habhaft werden.“

Einen Augenblick ließ Meister Setubal den Kopf sinken und merkte, wie ihn eine Mutlosigkeit überschieleichen wollte, — doch schnell erwehrte er sich ihrer und griff wieder nach Stab und Ranzen.

„Habe Dank,“ sprach er, „ich will in jenes Sonnenland und mag keine Zeit verlieren.“

Damit wandte er sich ab und begann seine Wanderung von neuem. Und wieder kam er durch viele Länder; viele Städte sah er, und fremde Völker mit unbekanntem Sitten lernte er kennen, aber immer, wenn er nach dem Sonnenlande fragte, hieß es: „O, dein Weg ist noch weit, du bestaubter Wanderer! Dort, wo der Sommer hingehet, wenn er dem Winter Platz machen muß, liegt dein Ziel. Gehe nur immer dem wärmsten der Winde entgegen, so kannst du nicht fehl gehen.“

So zog er denn seine Straße und ließ Müdigkeit und Unmut in sich nicht aufkommen, denn in seinem Herzen lebte eine heiße Sehnsucht nach dem unbekanntem Wundervogel.

Endlich dämmerte in goldenem Morgensonnenschein das Land, das er zu suchen entzogen war, vor ihm auf, und sein Herz begann ruhiger zu schlagen, nun er wußte, er sei am Ende seiner Irrfahrt.

Palmen streckten ihre Wipfel zum immerblauen Himmel, Blumen von köstlichem Wohlgeruch und mit buntfarbigen Kelchen blühten auf Wegen und Stegen, Schmetterlinge, leuchtend und goldglänzend, setzten sich ihm zutraulich auf die Schulter, während spaßige Aeffchen neugierig aus dem Gezweig auf den Eindringling guckten und fremdartige Vögel sich auf den Nestern schaukelten.

Bald begegnete ihm ein schöner Jüngling. Das war der Sommer selbst. Er trug einen Rosenkranz im Haar und sein Kleid war zart wie der Nebel, der in der Morgenkühle von den Wiesen aufsteigt, und ließ die rosigen Glieder hindurchschimmern. „Was führt dich in mein Reich, Fremdling?“ fragte er in Staunen.

„Den Glücksvogel will ich fangen!“ rief Meister Setubal und seine Wangen glühten. „Die Eismännlein haben mich hergeschickt Deine Augen sind freundlich und deine Züge sind gütig — zeige mir das Nest des Vogels, damit ich ihn hasche. Der Boden brennt mir unter den Füßen, denn daheim habe ich Weib und Kind, und meine Seele verzehrt sich in sehnender Ungeduld nach jenem blauschillernden Vögelchen.“

Der Sommer machte ein nachdenkliches Gesicht und sprach: „Du dauerst mich, Uermster! Dem Vöglein ist es schon seit langem hier zu warm geworden, denn es ist seine Art, nicht an einem Ort zu bleiben, und es ist zur Sternenkönigin geflogen. Aus ihrem Reich mußt du es dir holen. Aber nicht blau ist es: rotgolden sind seine Federn, sein Schnabel ist silbern und seine Füße aus Korallen.“ Da ward der Meister Setubal so traurig, daß der Sommer Mitleid mit ihm hatte und ihn also tröstete:

„Lasse den Mut nicht sinken, ich will dir helfen. Abends, wenn die Sterne am Nachthimmel heraufziehen, siehst du immer als ersten einen großen, leuchtenden Stern. Auf ihm wohnt die Sternenkönigin mit ihren dienenden Sternen, von denen jeder seinen festen Stand hat, den er zur bestimmten Stunde

am Firmament einnehmen muß. Nun geschieht es aber häufig, daß, wenn sie eilen auf ihren Platz zu kommen, ein Unvorsichtiger ausgleitet, und wie ein Lichtlein kopfüber in die Tiefe zur Erde purzelt. Ihr Menschen nennt das: einen Sternensfall. Um den Verirrten nun wieder in seine Heimat und an seinen richtigen Platz zu bringen, läßt die Sternenkönigin eine silberne Strickleiter auf die Erde hinab, die ihm den Rückweg möglich macht. Das tut sie jeden Abend, und ich will dich an den Ort führen, wo die Leiter den Boden berührt. Das Uebrige steht dann bei dir.“

Dieser freundliche Zuspruch richtete den armen Meister wieder auf. Je weiter der Glücksvogel sich von ihm zu entfernen schien, um so begehrenswerter dünkte er ihm. So harrte er geduldig, bis es Abend wurde. Er sah den großen Stern am Himmel erscheinen, sah die Kleinen heraufziehen, und als auch der Mond seinen altgewohnten Weg gegangen kam, stand der Sommer wieder vor Meister Setubal und sprach: „Nun komm.“

Er führte ihn hügelaufl und hügelab, durch Wald und Busch, bis auf eine Wiese, die so schön war, daß es dem Meister zu Mut wurde, als wäre er wieder in seiner Kindheit und beträte an der Hand seines längst gestorbenen Mütterleins zum erstenmal das Gotteshaus.

Schlanke Bäume säumten die Wiese und rührten fein Zweiglein in dieser wunderbaren Mondnacht, tausend Sternblumen blühten auf dem grünen Grunde, daß es aussah, als blickten viele, viele Augen erwartungsvoll und still zum klaren Nachthimmel empor, und von ferne her klang ein Lied wie Harfenton . . . Das war der Vogel Klinginsland, der da sang.

Das allerschönste jedoch war die silberne Leiter, die über der Mitte des blumigen Angers leise hin und her schaukelte, und die, wenn man emporblickte, sich in schwindelnder Höhe verlor. Unendliche Freude erfüllte das Herz des Meisters, da er nun endlich den sichern Weg, der ihn ans Ziel seiner Wünsche bringen sollte, so dicht vor sich sah.

Er dankte seinem Führer und hatte kaum den Fuß auf die erste Sprosse gesetzt, als er auch schon so behende himmelan zu klimmen begann, daß er bald den Augen des Nachschauenden entschwinden war.

Keinen Blick warf er nach unten, nur nach oben schaute er, himmelauf schwang sich seine Seele in heißer Sehnsucht. Wenn er ermüden wollte, dachte er an Weib und Kind und all die Herrlichkeiten, die er ihnen und sich schaffen wollte, und wenn ihm der Atem auszugehen drohte, tauchte vor seinem Geiste das himmelblaue Vöglein auf, wie es furchtsam die Augen auf ihn, seinen Herrn und Meister, richtete . . . Und endlich, endlich glänzte ihm aus dem Nebel das Sternenland entgegen. Zuerst wie ein silberner Nebelsteck, dann deutlicher heller, größer; er gewahrte schon die silbernen Pfoften, an denen die Leiter befestigt war, schimmernde Paläste tauchten auf mit Gärten und Brunnen und wunderbar geformtem Zierat, wie er sie nicht einmal im Traume geschaut hatte.

Und dann berührte sein Fuß den Boden . . . er war im Reiche der Sternenkönigin. Aber wie anders war es hier als unten auf der Erde! Statt Karm und Hast, Stille und Ruhe und Friede und Einsamkeit, und ein wohlilig

Gefühl überkam ihn, wie es einen wohl anwandelt, der endlich am Ziel seiner Wünsche steht.

Eine breite Straße, mit weichem Silbersand bestreut, ging er tapfer weiter, bis er an ein großes, glänzendes Tor kam, vor dem auf einem durchsichtigen Stein eine Büblein mit weißen Flügeln saß, dem das eine Füßchen verbunden war.

„Wo willst du hin, fremder Mann?“ fragte der schöne Knabe und richtete die glänzenden Augen verwundert auf Meister Setubal.

„Zur Sternenkönigin“, sagte der. „Und wenn du mir den Weg weisen willst, werde ich dir ewig dankbar sein.“

Der Knabe zog einen silbernen Schlüssel aus seinem Gewande, steckte ihn in das Schlüsselloch des hohen Gittertors und drehte ihn um. Das klang ganz als hätte man an eine Schelle oder an ein Glöcklein gerührt. „Ich bin gestern auf die Erde gefallen,“ hub das Bübchen an, „habe mir den Fuß weh getan und den schönen Stern zerbrochen, den wir alle auf dem Haupte tragen. Nun muß ich solange das Tor hüten, bis Fuß und Sternlein wieder in Ordnung ist . . . Geh nur den Weg immer gradeaus, dann kommst du zur Königin. Aber gib acht, daß dich die Morgensterne nicht umrennen, deren Dienst gleich beginnt und die sich eben den Reisesegen von der Königin holen.“

Meister Setubal dankte dem freundlichen Kinde und stand bald vor einem großen Garten, dessen Pforten weit geöffnet waren und aus dessen Hintergrund ein Schloß aus Saphir in lichtem Blau zu ihm herüberschimmerte. Dort wohnte die Sternenkönigin. In dem Garten standen viel tausend Bäume und Sträucher und Blumen aus reinem Silber; ein gedämpftes Licht, fast wie Vollmondschein, lag auf all der Herrlichkeit, und wenn die Blätter sich bewegten, gabs einen lieblichen Klingklang.

Unbehindert ging der Meister weiter, aber als er an den goldenen Stufen stand, die zum Palaß hinaufführten, fiel ihm noch rechtzeitig ein, was ihm der anmutige Torhüter von den Morgensternen gesagt hatte, und er drückte sich schein hinter einen der mächtigen Pfeiler. Und richtig — da kams auch schon wie ein Taubenschwarm die Stiegen herab.

Knaben, große und kleine Jünglinge, blonde und braune, und auf jedem Haupte glänzte ein leuchtender Stern. Rot und grün und blau und silbern und golden, daß dem heimlichen Späher fast die Augen übergingen. Und dann — ach, das war das Schönste — sah er, wie sie die Flügel breiteten, sich auf den Sehenspitzen hin und her wiegten und: schwirr, schwirr, schwirr stiegs hinauf in die Luft wie ein Häuflein Leuchtflugeln und schwand und schwand, bis nur noch ein Lichtpunkt übrig blieb.

Als Meister Setubal merkte, daß er allein geblieben war, stäubte er sich den Silbersand von den Schuhen, stieg die Stufen hinauf und kam in ein Zimmer und in noch eins und noch eins. Und das nachfolgende war immer schöner als das vorhergehende. Endlich gelangte er in den Thronsaal. Der hatte Säulen aus Elfenbein und auf einem bernsteinenen Herrscherstiz saß die Sternenkönigin und hatte den Kopf nachdenklich in die weiße Hand gestützt. Eine Krone aus lauter kleinen hellfunkelnden Sternlein trug sie im dunklen Haar,

und ein Schleier, weiß und licht wie das Wölkchen, das am Sommerhimmel hinzieht, hüllte sie ein.

Sie winkte ihm näher zu kommen und sprach dann ernst und milde: „Vermessener! Was führt dich in das Reich der Sterne, das euch Sterblichen ewig verschlossen bleibt?“ Er war auf den Stufen des Thrones in die Knie gesunken, berührte mit der Stirn den Saum ihres Gewandes und sagte mit leisem Zagen:

„O Sternenkönigin, weit ist mein Weg gewesen und viel Mühfal habe ich erduldet. An Dornen und Disteln habe ich mich blutig geritzt, auf Steinen und Geröll habe ich mir die Füße wund gelaufen, Sehnsucht ist mein Morgen-
trank gewesen und Enttäuschung mein Nachtmahl. . . . All mein Hoffen steht nun bei dir. Dem Glücksvogel bin ich nachgelaufen, und nun, da ich ihm endlich nahe bin und ihn erreicht habe, stehe ich zu dir: zeige mir das Nest. Leise und heimlich will ich mich an ihn heranschleichen, damit ich blitzschnell zugreifen kann und ihn, an meiner Brust versteckt, nach Hause trage.“

Eine kurze Weile schwieg die Königin, dann gab sie dem Meister Setubal diese Antwort:

„Ich sehe, du kennst die Art des Glücksvogels nicht! Der läßt sich von plumpen Menschenhänden nicht greifen; wie der Windhauch weht er bald hüben, bald drüben; der kommt, wann er will und geht, wann er will, und ihr Menschenkinder erkennt ihn immer erst dann, wenn er nicht mehr da ist. Auch hat er keine Heimat. Heute ist er hier und morgen ist er dort. . . . So ist der Glücksvogel. Ich habe keine Macht über ihn, und alles, was in meiner Macht steht, ist nur dies eine: ich will dir zeigen, wo er war, als du auszogest, ihn zu suchen.“

Sie kam die Stufen des Thrones herab und trat an einen großen Spiegel, der in einer Wand eingelassen war. Den hauchte sie dreimal an, sprach ein paar unverständliche Worte dazu und machte dem Meister ein Zeichen, sich ihm zu nähern und alsbald gewährte er, wie ein dichter Nebel im Spiegel heraufzog, sich türmte und ballte, ineinander und auseinander floß und endlich deutlich zu einem Bilde zusammenging: er sah ein Häuschen mit dämmerigen Winkeln und lauschigen Erkern, ganz von Wein und Efeu umrankt und — das war sein Häuschen in der fernen Heimat. Vor der Haustür saß eine schöne Frau mit einem rotbäckigen Buben auf dem Arm und — das war seine Frau und sein Kind, und auf dem Wetterfährchen saß ein unscheinbarer grauer Vogel mit ein paar roten Federn im Flügel und — das war der Glücksvogel. . . . Mit einem Schrei stürzte Meister Setubal zusammen.

. Als er wieder zu sich kam, fand er sich ermattet an Körper und müde und zerschlagen in seiner Seele in einer fremden Gegend. Nun hatte er nur den einen Wunsch: wieder bei Frau und Kind zu sein und mit Pflüm und Leisten hantieren zu können. Ein neues Wanderleben begann, und nach vielen Kreuz- und Quersfahrten sah er endlich im Rot der aufgehenden Sonne die Türme und Tore seiner Heimatstadt vor sich liegen. Mit fröhlichem Herzen beschleunigte er seine Schritte, schwang mutwillig wie ein junger Handwerksbursche den Hut und eilte dem Zugbrücklein zu, das sonst über den Stadt-

graben geführt hatte. Aber merkwürdig — so verändert und anders erschien ihm vieles: die kleinen Linden vor dem Thor waren zu großen Bäumen herangewachsen, an Stelle der alten Zugbrücke wölbte sich eine neue aus Quadersteinen und da, wo früher ein grüner Wiesenplan gewesen war, lehnte sich jetzt Haus an Haus.

Er hastete, in die innere Stadt zu kommen. Ja, das waren die ihm wohlbekannten engen, grauen Straßen und Gäßchen, und dort — um die nächste Ecke — da würde er vor seinem Häuschen stehen; still wollte er in das Schlafgemach schleichen, vor das Bett seiner Frau, denn es war noch früh am Morgen und wie die ganze Stadt würde auch sein braves Weib noch im Schlummer liegen, wollte ihr die Tränen von den Wangen küssen und sagen: „Sieh, ich bin wieder da und bei dir.“

Als er um die Ecke bog, wäre er fast mit einem Schrei zurückgefahren: keine Spur seines Häuschens war zu sehn. Ein neues, fremdes, mit großen Scheiben starrte ihn frech und kalt an . . . Doch dort, am Markt, da rauschte der Brunnen noch wie sonst, dort reckten die alten Linden noch wie einst ihre Wipfel zum Himmel empor und auch die Bank aus Stein stand am gewohnten Platz, und wie er nun eine junge Dirne, der der Schlaf noch in den Augen lag, mit dem Wasserkrug daherkommen sah, ging er auf sie zu:

„Gott zum Gruß, du schmucke Frühaufsteherin,“ sagte er, „willst du einem armen Wandersmann wohl einen kühlen Trunk gönnen?“

Das Mädchen grüßte ihn mit einem verwunderten Gesicht und hielt dann ihr Gefäß unter das Brunnenrohr, aus dem plätschernd der Quell heraussprang.

„Und willst du mir sagen, gutes Kind,“ fuhr er fort, „wo wohnt der Meister Setubal in der Stadt?“

Das Mädlein schüttelte den Kopf.

„Einen Meister solchen Namens gibt es in der Stadt nicht,“ sagte sie. „Ei, ei, besinne dich nur,“ redete er ihr zu. „Er wird dir sicher, als du noch klein warst, auch ein Paar Pantoffeln gemacht haben. Weißt du, solch rote mit einem Goldtroddelehen dran, in denen die Kinder hier unter den Linden den Pflingstreigen aufführen, des Bürgermeisters Töchterchen voran.“

Sie schüttelte nur wieder den Kopf.

„Der Pflingstreigen ist längst außer Gebrauch gekommen,“ sprach sie. „Aber Setubal, Meister Setubal — mir ist, als hätte die Großmutter von ihm gesprochen, und die hat's wieder von ihrer Großmutter . . . Ist das nicht jener närrische Kauz, der einem Vogel nachgelaufen und nicht wieder heimgekommen? Man sählt noch jetzt einen, der nicht zur rechten Zeit heimkehrt: Meister Setubal.“

Dem Meister ging ein Zittern durch die Seele, als er das hörte und leise fragte er: „Jener Meister hat auch ein Weib und einen Buben gehabt?“

Sie nickte und reichte ihm den Krug hin.

„Das wird schon seine Richtigkeit haben. Auf dem alten Kirchhof, der jetzt ein Spielplatz der Kinder ist, entsinne ich mich eines moosbewachsenen grauen Leichensteins. Da soll ein Knäblein darunter ruhn und seine Mutter,

die vor Gram hingegangen sind, weil der Vater nimmer wiedergekommen ist. Man sagt —“ doch sie kam nicht zu Ende, denn Meister Setubal stieß den Krug wild von sich. Ein altes, runzeliges Gesicht mit schneeweißen Haaren hatte ihm aus dem zitternden Wasser entgegengeblickt

Mit einem Aechzen und Stöhnen war er auf die Bank niedergeglitten, hatte die Hände vor das Antlitz geschlagen und helle Zähnen drangen ihm durch die Finger.

Die junge Magd wußte nicht recht, was sie mit dem sonderbaren Alten machen sollte, dem das Schicksal des verschollenen Meisters so zu Herzen ging, nahm ihren Krug und schlug den Heimweg ein.

Als sie eine halbe Stunde nachher heimlich die Haustür öffnete und durch den Spalt hinüberlugte, war die Steinbank leer, und man hörte nichts als das Murmeln des Brunnens und den Wind in den Lindenwipfeln.

Von Meister Setubal aber ist nie wieder eine Kunde gekommen.

Eugen Bergmann.



Resignation.

Immer muß sich was verwischen,
fremdes drängt sich stets dazwischen,
Letzte Schleier fallen nicht.
Ach, wo bist du, Seele, Seele,
Die sich meiner ganz vermähle,
Daß ihr heimlich Hungern bricht!

Will mein Garn so lange winden,
Bis ich endlich werde finden,
Wo der gold'ne Faden ist.
Dünn und dünner wird die Spule,
Abendlich verdämmert Thule —
Täuschung, wie du bitter bist!

Rudolf Blaumann.

Die Verlassene.

Wie Tag ohne Sonne,
So trüb ist mein Sinn.
O, blutendes Herze,
Wo trag' ich dich hin?

Der Hain und die Schwalbe
Im Neste am Dach,
Im Weißflee der Falbe,
Mein einsam Gemach,

Die Abendwolken,
Die rosig verglüh'n,
Sie mahnen mich alle
An ihn nur, an ihn!

Sie sagen mir alle,
Daß er mich verließ,
Die and're beglückend,
Ins Elend mich stieß.

Wie Tag ohne Sonne,
So trüb ist mein Sinn.
O, blutendes Herze,
Wo trag' ich dich hin?

Es schimmert ein Wasser
Tief drunten im Tal,
Dort saßen wir beide
Zum letzten Mal.

Dort bot mir der Falsche
Zum Kusse den Mund
Und warf dann die Treue
Hinab auf den Grund.

Nun geht mir das Wasser
Nicht mehr aus dem Sinn —
Mein blutendes Herze
Wo trag' ich dich hin? . . .

Rudolf Blaumann.

Erinnerung.

Ein letzter müder Falter flog
Um halbverwelkte Blütensterne . . .
In blauer Lust ein Falke zog,
Hell klang sein Schrei in weiter Ferne,
Und rings im Tal ein leises Weh'n
Des toten Sommers letztes Werben . . .
O, Sonnentag, wie warst du schön,
Wie warst du schön, selbst noch im Sterben!

Heinrich Hoffe.

Frühling.

Weisse Wölkchen an dem Himmel,
Um die Stirne lose Ranken
Und im Herzen ein Gewimmel
Eoser Lieder und Gedanken.
Meiner Lieder goldne Sterne
Weisen mir den Weg zur Minne,
Ach, ich schenk' sie gar zu gerne
Meiner holden Königinne.

Ihre roten Lippen lächeln,
Ihre roten Lippen locken,
Nur die braunen Augen scheinen
Halb verliebt und halb erschrocken.
Rings um ihren silberweißen
Blüten-Thron die Zweige hängen
Und ich küsse meiner holden
Fürstin bangerglühete Wangen.

Heinrich Voss.

Winterabend.

Goldammern im Schnee!
Mattblauer Himmel
Ueber der Birken
Bereiftem Geäst,
Ueber der Tannen
Schneeigen Zweigen!
Und über der Fluren
Dämmerndes Schweigen
Wallet das Abendrot
Rauchig und glühend,
Wie späte Sehnsucht,
Wie wehmutsvoller
Einsamer Wintertraum.

H. Büttner.

Des Grübelns Hamlet steht am Grab.

Des Grübelns Hamlet steht am Grab
Und fragt: „Wozu dies arme Leben?“
Und sucht zu lösen wucht'gen Ernsts
Die schweren Rätsel, die es aufgegeben.
Und des Verzweifeln's Ahasver
Vorüberstreicht in näch't'ger Stunde
Und raunt: „Du findest die Lösung nur
Des Lebensrätsels in des Todes Grunde.“

Hans Büttner.

Idyll.

Im hellen, warmen Sonnenschein
Wie spielt es sich so munter!
Drei Käzchen sind es zart und fein
Kopfüber und kopfunter!

Sie balgen sich die Kreuz und Quer
Und kugeln um die Wette —
Dann hocken sie manierlich her
Und machen Toilette.

So treiben sie es immerzu
Und tragen keine Sorgen
Und bellt es wo — sind sie im Nu
Im Kellerloch geborgen.

Guido Eckardt.

Genua.

Nun hat sich der Hafen mit Lichtern gesäumt,
Der Mond hinter Wolken verborgen,
Das stolze Genua schläft und träumt
Bis hin zum lärmenden Morgen.

Bis hin zum Morgen — da zuckt es auf,
Da schwirrt und wogt es ohn' Ende —
Es blaut das Meer und die Höhen hinauf
Funkeln und blühen die Gelände.

Ich lehne am alten Fiescopalast,
Der längst ein Albergo geworden,
Der hundertste wohl und tausendste Gast
Aus dem blaffen, grübelnden Norden.

Tief unten noch rumpelt ein Eselgespann
Müd' her in nächtiger Stunde —
Der Treiber daneben, und dann und wann
Schmalzt er mit lässigem Munde — —

Ich träume ins Dunkel und lausche dem Klang
Und weiß von keinem Ermüden —
Es hat sich mein fieberndes Herz zu lang,
Zu lange gesehnt nach dem Süden!

Guido Eckardt.



Mittagszauber.

Heiß liegt der Duft überm Tannenwald,
Des Harzes Tropfen quellen — — —
Vorüber von güldnem Schein umwallt
Blitzen blaue Libellen.

Zarte Lichter kommen und gehen
Aus ferner Höhe Gipfeln,
Und weiße Sommerwolken stehen
Reglos über den Wipfeln.

Mir ist als könnt' ich sinnendwach
In diesen Waldesräumen
Wie einst der Mönch von Heisterbach
Dreihundert Jahr verträumen.

Helene v. Engelhardt.

Leicht, aber sehr fein!

„Leicht, aber sehr fein!“ Das Mönchlein versucht;
„Solch Tränkchen ist nicht zu verschmähen!“ —
Wie kann man zu trinken so gut, so gut,
Und zu leben so schlecht verstehen?
Verständ'st du zu leben, du schmunzelnder Wicht,
Du hättest dich nie in die Zelle gedrängt:
Sprich, ist denn die Kutte „leicht, aber sehr fein,“
Daß du dich hineingezwängt?

Leicht, aber fein ist der beste Wein —
Leicht, aber fein muß das Leben sein!

Wir haben das Leben schon besser erkannt:
Wir trinken nimmer alleine!
Wir sitzen selbender, mein Schatz und ich,
Gar traulich beim Zeltlinger Weine;
Uns tönt von der Lippe ein fröhliches Lied,
Und die Herzen sind leicht, — wie der Wein, wie der Wein,
Weg Grillen und Sorgen! nicht wahr, mein Schatz:
Wir nehmen das Leben leicht, aber sehr fein!

Helene v. Engelhardt.

Ins Blaue.

Holder und Weißdorn,
Die grüßen mich leis',
Nicken und flüster'n:
„Wohin geht die Reif'!“

Holder und Weißdorn,
Da fragt ihr zu viel,
Kenn' ich doch selbst nicht
Der Wanderung Ziel!

Wo in der ferne
Um Felsen und Kluft
Leise verzittert
Ein bläulicher Duft;

Wo sich die Sonne,
Vom Bade erfrischt,
Hebt aus der fluten
Schäumendem Gischt;

Wohin der Vogel
Die Fittige spannt,
Wohin der Windhauch
Säufelt durchs Land;

Wohin uns locket
Ein sonniger Schein —
Hin geht die Reife:
Ins Blaue hinein!

Helene v. Engelhardt.

Fülle.

Quellend, überströmend Leben,
Deines Reichthums bin ich voll!
Dreimal muß ich, dreimal leben,
Wenn ich ganz dich kosten soll.

Was Natur aus gold'nen Adern
Ausgeströmt, ist alles mein!
Ueber tausend Wunderfarben
Leuchtet sel'ger Sonnenschein.

Aufgerichtet ist mein Tempel,
Leuchtend Gold ein jeder Zoll —
Quellend, überströmend Leben,
Deines Reichthums bin ich voll!

Eduard Fehre.

Inmitten.

Hoch ist der Himmel, aber höher noch,
Viel höher steigt des Menschenherzens Wonne.
Tief ist der Abgrund, aber tiefer noch,
Viel tiefer klappt des Menschenherzens Qual.
Himmel und Abgrund! Unter, über dir
Zieht sich ein schmaler Bergpfad hin: — das Leben.

Eduard Fehre.

Am Kamin.

Was du mir, Flamme, doch alles erzählst!
Wie du mich selig machst, wie du mich quälst!

Was ich in Asche gesunken vermeint,
Fachst du an, und es jubelt und weint!

Lachenden Mundes, mit trübem Blick
Grüßt meiner Jugend Weh und Glück . . .

Langsam verlodert Scheit auf Scheit —
Zieh' mit den Schatten, alte Zeit!

Eduard Fehre.

Mein Lied.

Als ich grübelnd meines Weges ging,
Stand ein Fenster offen an dem Wege,
Hört ich eine weiche Mädchenstimme,
Die mein Lied hinausfang in den Abend.

Leise lauschend stand ich still am Fenster,
War mir doch, als wär' ich längst gestorben,
Und als zöge meines Lebens Seele
Mit der Stimme, die mein Lied hinausfang.

Karl v. Freymann.

Norden.

Weiß ist die Erde,
Tief ist der Schnee.
Wohin ich blicke,
Wohin ich geh —

Ewige Dämm' rung
Endlos und weit:
Bildnis des Lebens
Starres Leid. —

Endlich im Osten
flimmert es kaum,
Ist es die Sonne?
Ist es ein Traum?

Alexander Freytag-Koringhoven.



Auferstehen.

Der Tauwind fuhr über die Lande
Und schmolz den starrenden Schnee,
Und türmte die Scholle am Strande
Und wühlte in wogender See.

Es erwachen die Bäche, die Seen,
Es regt sich in Wald und Feld —
Das sind die großen Wehen
Der schönen Gotteswelt.

Wir spüren das — Werden — Vergehen
Und beten kindlich-fromm;
Wir glauben ein Auferstehen —
O Frühlingswunder, komm!

Gotthard Freiherr Freytag-Loringhoven.

Es kam der Herbst ins Land.

Nun ward, ach schon, zur Sage
Der bunten Blumen Pracht
Und dunkel sind die Tage —
Es naht des Jahres Nacht.
Nun glüh'n nicht mehr die Wogen
In sonnenheißem Brand —
Der Sommer ist gezogen:
 Es kam der Herbst ins Land.

Und manche wilde Tage,
Manch jugendstarke Lust
Und manche wehe Klage
Erstarb in müder Brust.
In dürrer Blut verblichen
Ist bunter Träume Tand —
Der Sommer ist gewichen:
 Es kam der Herbst ins Land.

Gotthard Freiherr Freytag-Loringhoven.

Der Frühling zieht ein mit Blütenpracht.

Der Frühling zieht ein mit Blütenpracht
Und Nachtigallenflöten,
Sogleich sind alle Herzen berückt,
Besonders die der Poeten :

Sie preisen ihn hoch, warum auch nicht,
Bald lauter, bald mehr verstohlen ;
Und wenn auch alles gesagt schon ist,
Man kann es doch wiederholen.
Der Frühling wiederholt sich ja auch
Und wechselt ja niemals die Formen,
Denn ob bald mehr, ob weniger kalt,
Es sind stets dieselben Normen.
Drum mein ich, wer philosophisch denkt,
Brauchst dich nicht zu alterieren ;
Das Besingen des Frühlings, er überläßt's,
Gern denen, die Lust dazu spüren.
Doch als der Frühling nun wirklich kam
Mit den gesiederten Sangesgenossen,
Als der Blütenschnee auf den Bäumen lag,
Von goldigem Glanze umflossen,
Als duftgetränkt ein wonniger Hauch
Die Stirn mir sanft hat gestreichelt,
Und wie ein trautes Kinderlied
Sich in die Seele geschmeichelt,
Da hab' ich ganz heimlich mit hoher Lust
Im Herzen den Lenz gepriesen,
Und jede kritische Umwandlung
Als unnatürlich verwiesen.

R. Geist.

L i e b e s s o m m e r.

Liebchen, denkst du noch der Tage
Goldner Jugend Liebesleben,
Wo dich jeder Vers entzückte,
Den mein Herz für dich gefunden,
Und die Blumen und die Sterne
Als Vergleich mir dienen mußten,
Wollt' ich deine Reize schildern,
Wo der milde Frühlingsabend,
Blütenschnee und Waldesrauschen
Und des Meeres blauer Spiegel
Nur den prächt'gen Rahmen gaben
Mir dein Bild dareinzufassen.

Viele Jahre sind entschwunden,
Und des Sommers Sonnenwende
Läßt schon Herbstes Hauch uns ahnen,
Und nach neuen Worten such' ich,
Möchte anders dich besingen,
Aber sieh, ich finde keine,
Die dir Bess'res könnten sagen.
Darum lies die alten Lieder,
Nimm aus ihrem reichen Schatze
Soviel Glück dir nur herüber,
Daß in rauhen Herbstestagen
Und dereinst im kühlen Alter
Immerdar dich noch umleuchte
Abglanz goldner Jugendliebe.

R. Geist.

An Gott.

Ich bat dich oft in brünstigem Gebet:
Gib mir den Lorbeer auf des Glückes Kissen!
Doch du erhörtest nicht, was ich erfleht
Und bitter, bitter hab' ich weinen müssen.

Drauf bat ich: daß ich fürder glücklich sei,
Gib einen Tropfen aus der Liebe Bronnen!
Doch ging auch dieser Wunsch an dir vorbei,
Wie Windeshauch, der in ein Nichts zerronnen.

Nun fleh' ich nur um eines noch, o Gott:
Gib Frieden mir, daß ich mein Los ertrage,
Daß nicht das Heil'ge werde mir zum Spott,
Und daß ich lächelnd dieser Welt entsage!

Victor Günther.

Vom Hirtenmädchen und vom Königssohn.

Es war einmal ein Hirtenmädchen, ein ganz echtes Hirtenmädchen, das hatte einen großen brennenden Wunsch; den sagte es keinem Menschen, weil es fürchtete, ausgelacht zu werden. Und dieser Wunsch war: „Ich möchte einmal, nur ein einzigesmal einen wirklichen Prinzen sehen!“ Und wenn es am Tage die Gänse hütete, stellte es sich oft auf einen kleinen Hügel und sah sehnsuchtsvoll die Landstraße hinunter. Aber da war nichts zu sehen, als Staub und wieder Staub, und es war schon eine große Abwechslung, wenn hin und wieder einmal ein Bäuerlein dahergezogen kam. Das Hirtenmädchen aber wartete und wartete und schaute mit großen, verträumten Augen dorthin, wo der Himmel und die Erde zusammenstoßen, und glaubte gewiß, heute werde ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Aber ein Tag ging wie der andere dahin und kein Prinz wollte sich zeigen. Da gab die arme, kleine Gänsehirtin es schließlich ganz auf, zu warten und saß nur mit traurigen Augen unter dem Weidenbaum, spiegelte sich im Bache und seufzte nur manchmal schmerzlich vor sich hin: „Wenn ich doch einmal einen wirklichen Prinzen sehen könnte!“

Un einem schönen Maientage nun, als die Welt sich im schönsten Schmucke zeigte, der Himmel klar und wolkenlos war, und die Vöglein um die Wette jubilierten, saß die Hirtin wieder am Bache und träumte. Sie achtete nicht darauf, daß alle ihre Gänse sich zerstreut hatten, und seufzte und seufzte nur ganz herzbrechend: „Wenn ich doch einmal einen wirklichen Prinzen sehen könnte!“ Unterdessen kam ein lustiger, flotter Bursche auf der Landstraße dahergezogen. Sein buntes Barett saß schräg auf dem blonden Lockenpof und die blauen Augen blitzten fröhlich in die Welt hinaus. Und dieser Bursche hatte noch etwas ganz besonderes an sich, das nicht ein jeder hat. Er war ein echter rechter Königssohn! Das wußte aber kein Mensch, nur er ganz allein. Als der Königssohn die schöne Gänsehirtin am Bache sah, lachte er hell auf und zog sie leise ein wenig am langen Goldhaar, das wie ein Mantel ihre schlanke Gestalt umfloß. Da sprang sie ganz erschrocken auf und sah sich um; aber als sie den hübschen Burschen vor sich sah, da klatschte sie jubelnd in die Hände und rief: „Das ist ein wirklicher Prinz! Jetzt brauche ich nicht mehr zu trauern und zu warten!“ Da lachte der Prinz und sah sie mit seinen blitzenden Blauaugen freundlich an. „Sieh einmal,“ sagte er, „du bist die einzige, die weiß, daß ich ein wirklicher Prinz bin, und deshalb sollst du meine wirkliche Prinzessin werden!“ Und dann zogen die beiden in ihr Reich, und keiner wußte, daß sie König und Königin seien. Aber sie wußten es und freuten sich darüber bis an ihr Ende.

Emilie Hollander.



Lied.

Ich bin durch das Leben gegangen,
Wie blind und stumm,
Hab' keine Sonnenstrahlen gefangen
Und weiß nicht, warum.

Den lockenden Apfel vom Baume
Hab' ich nicht gepflückt;
Hab' einem grauen Traume
Verworren nachgeblüht.

Ward an mir selbst zum Diebe,
Wonach die Seele gekrankt —
Alles dem einen zur Liebe,
Der es nicht weiß und nicht dankt.

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Sing' mir das Lied

Sing' mir das Lied, das schon vor grauer Zeit
Der erste Mann dem ersten Weib gesungen,
Dem Unbeginn der Leidenschaft geweiht,
Hat es noch stets den Eingang sich erzwungen.

Sing' mir das Lied, in Blicken, ohne Wort,
Ich will begeistert deinem Sange lauschen;
Es dürstet meine Seele, fort und fort,
Will sie an diesem Liede sich berauschen.

Wohl ist's ein Gift, das Blut in uns entsacht,
Nicht mag ein Weib sich dessen zu erwehren.
Erschauernd fühlt es seine eig'ne Macht,
Sieht es den Mann bewundern und begehren.

Und die gekostet von dem süßen Trank,
Ob es ihr Mund auch züchtig dir verhehle --
Im tiefsten Herzen weiß sie's glühend Dank.
Sing' mir das Lied — es dürstet meine Seele.

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Mutter, ich küß' deine Hände.

Mutter, ich küß' deine Hände,
Die armen, die lieben, die müden, —
Wenn ich bei dir ihn nicht fände,
Den ich gesucht ohne Ende,
Sage, — wo wäre der Frieden!

Mutter, das grausame Leben,
Das mich gelockt in die Weite,
Wußte mir doch nichts zu geben. —
Lassen sich Schätze denn heben,
Wo nicht das Glück im Geleite?

Vieles hab' ich gefunden:
Lieben und Hassen und Treue,
Kannte berauschende Stunden,
Kannte die schmerzenden Wunden
Alles verzehrender Reue.

Doch, wo zurück ich mich wende,
Sage — was ist mir geblieben?
Daß es den Frieden mir sende,
Küß' ich dir, Mutter, die Hände,
Die müden, die treuen, die lieben. — —

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Wie Weihrauchduft entquell' es deinen Worten.

Wie Weihrauchduft entquell' es deinen Worten,
Wie Opferflammen schlag's aus deinen Blicken,
Und wie ein Priester sollst du niederknien
Und heiligen die Gottheit, die du schufst,
Du selber schufst: im Mannestrog und Stolz,
Der nur den Nacken vor dem Bilde beugt,
Das er nach eig'nem Dünkel sich errichtet.

Sieh, diese Gottheit ist ein schwaches Weib,
Mit Weibessehnen und mit Weibestränen;
In Weihrauch und in Flammen schmilzt ihr Sinn.
Und die sich stark auf dem Altare währte —
Sie neigt ihr Haupt vor deinem heißen Werben
Und sinkt erlöst in ihres Priesters Arme.

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Ein neues Jahr — im Fluge kam's daher.

Ein neues Jahr — im Fluge kam's daher,
Doch unverständlich spricht's zu meinen Sinnen,
Ein teurer Platz in meinem Haus ist leer,
Die Sonne scheint, ich sehe sie nicht mehr.
Was soll in diesem Dunkel ich beginnen ?

Auf den ich mich gestützt — er brach, der Stab,
Nun muß ich strauchelnd meine Wege finden,
Die Füße tragen mich zu einem Grab,
Dort senkt ich meine Seele mit hinab,
Hier ist mein Heim, hier will ich Kränze winden.

Die heiße Wange schmieg' ich an den Stein,
So woll'n wir beide stille Zwiesprach halten,
Ich bleib' bei dir, so bist du nicht allein,
In unsern Frieden dringt kein Laut herein,
Wie Zeit und Leben draußen sich gestalten.

O neues Jahr, ich bitte dich darum,
Beschreite nimmer meines Hauses Stufen,
Ich grüß' dich nicht, die Lippe bleibt stumm,
Nimm deine Schätze all' und kehre um,
Beh' zu den andern, die dich sehrend rufen.

Schau, wie sie alle frohen Angesichts,
Hoffnung im Busen, dir entgegeneilen,
Sei ihnen du der Bringer neuen Lichts,
Mich laß in Frieden, ich erföhne nichts,
Als einsam hier, beim alten Leid zu weilen . . .

Eugenie Hirschberg-Pucher.

Wandlungen.

Sf 33e.



Das große Orchester hatte einen wilden ungarischen Walzer gespielt, der alles, was noch in einem Menschenherzen an vergessener Lebenssehnsucht und Lebensweh war, aufwirbeln konnte.

Sie hatte eine einsame Stelle auf der Terrasse ausgesucht, stand nun allein da und sah auf das blaue Meer hinüber, über das die Dämmerung der Sommernacht langsam herabsank.

Unter ihr flutete der breite Menschenstrom dahin, lautes Sprechen, Lachen, schnell und heiß geflüsterte Worte, tiefe, sonderbare Blicke, flachste Konvenienz, alles, was das Gesellschaftsleben, dieser Alltag im Sonntagskleide, in sich birgt, lag unter ihr.

Sie sah über das alles hinweg, wie angeekelt, glaubte es zu hassen, und doch brannte in ihr eine wehe Sehnsucht.

Eine Sehnsucht, und wonach? Silberfäden im dunklen Haar, heranwachsende Kinder im Hause, ein wohlgeordnetes, kunstvoll aufgebautes Leben? — Nein, das konnte nicht Sehnsucht sein, es war die Musik, die wie etwas Fremdes in ihr Herz gekommen war.

Und doch! Warum die subtil ausgewählte Toilette, Blicke, die feindlich über das Gewühl hinwegglitten, um dann doch wie forschend darauf zu ruhen, als fragten sie: ist in all dem Schaum des Lebenschampagners kein Tröpflein mehr für mich . . . ?

Das waren die Sommernächte, die hellen, beunruhigenden Sommernächte, die waren nicht für Menschen, die schon auf der Mittagshöhe des Lebens standen, oder die schon darüber hinausgingen.

„Guten Abend, gnädige Frau!“ sagte eine tiefe, freundliche Stimme neben ihr.

Sie wandte sich um und sah ihn an. Etwas in ihr sprach instinktiv nein! denn es war ein älterer Herr, der vor ihr stand, einer, von hinter

der Mittagshöhe, einer, bei dem alle die feinen, unsichtbaren Fäden, die sich zwischen Mann und Frau spinnen, schon abgerissen waren. Und in solch' einer Sommernacht, nach solch' einer Musik, spricht man da nicht nur mit einem Manne, der diese feinen Fäden zu spinnen versteht?

„Guten Abend,“ sagte sie daher leise abwehrend.

Das störte ihn nicht. „Setzen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte er, „und erlauben Sie mir zu sitzen, es plaudert sich wunderbar in so einer Sommernacht.“

Als Frau fügte sie sich mechanisch dem Willen des Mannes, und nun saßen sie beide beieinander.

„Wenn ich solche helle Nächte erlebe,“ sagte er, „muß ich immer an ganz junge, kleine Weiblein denken, bei denen das Leben erst anfängt.“

Sie dachte: ja, und nicht an solche, bei denen die Silberfäden schon kommen, was haben die mit hellen Nächten und wirrer Sehnsucht gemein?

„Finden Sie nicht, gnädige Frau, daß etwas Herbes und Jungfräuliches in dieser Nacht liegt? Frisch und kühl, aber geheimnisvoll lockend, voll unentdeckter Sehnsucht und Erwartung. Wohin die Sehnsucht geht? So nach dem Leben im Allgemeinen, was?“

Welchen Zweck hat es, mir das eben zu erzählen, fragte sie sich.

Die Menschen strömten in den Konzertsaal zurück, aber sie standen nicht auf; wie unter dem Banne der hellen Sommernacht blieben sie sitzen.

Ganz von fern rauschte das Meer.

Und der ältere Herr, der die junge Sommernacht mit den jungen Weiblein verglich, sah freundlich auf die reife Frau neben sich und sprach weiter:

„Ganz langsam und unmerklich werden aus diesen unwahrscheinlich unberührten, vielversprechenden Nächten, tiefere, heißere Nächte. Der volle Sommer rückt heran. Das sind die Jahre, wo aus den kleinen Weiblein die Weiber werden, mit heißem, vollem Herzen, mit Liebe, Leid und Glück, wie Gewitterstürme und flammende Sonnenuntergänge. Es leuchten und glühen die Rosen, und alle Farben spielen, das ist das Blühen der Frau, gesegnete, herrliche Jahre, wenn man nicht fargt in der Blütezeit. Können diese Jahre stark genug gelebt werden? Diesen Reichtum nicht zu verschwenden ist Sünde. Glückselig sein und glücklich machen, so viel als es nur möglich ist, aus dem vollen heraus leben, denn hier ist alles.“

Sehen Sie eine junge Mutter mit dem kleinen Kind an der Brust: hier ist Duft und Blütenpracht, ja, Blühen und Früchte zugleich, Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes. Das kleine Kind, im Schoß der jungen, schönen Frau, konnte die Menschheit etwas Würdigeres tun, als das anzubeten?“

Er hielt inne, die Musik aus dem Konzertsaal strömte in reichen Klangwellen herüber, wie getragen von satter, golddurchränkter Freude.

Sie hörte eine geraume Weile der Musik zu, dann sagte sie: „Ihr Enthusiasmus wirkt ja geradezu ansteckend. Das, was Sie sagten, von „nicht fargen dürfen“ hat mir übrigens gefallen. Sie haben Recht, daß wir die Blüte unserer Jahre oft nicht genügend mit Bewußtsein erleben. Wo finden wir naive, reine Freude an der eigenen Schönheit, Kraft und Gesundheit? Wann zeigt die Menschheit ihre Freude daran? Haben Sie Ihren Schritt angehalten, um einem

jungen, schönen Weibe, das Ihnen auf Ihrem Lebensweg begegnete, zu sagen : Du bist jung und schön, ich kenne dich nicht, aber um dieser Dinge willen achte ich dich hoch und liebe ich dich ?“

„Oh weh, gnädige Frau,“ rief er, „hätte ich das denn gedurft? Aber gedacht habe ich es tausendmal, und in meinem Herzen auch gesagt, das dürfen Sie mir schon glauben.“

„Lassen Sie mich jetzt Ihre poetische Erzählung weiter fortführen,“ sagte sie. „Aus den Sommernächten, die auch zuweilen schwül und gefährdend sein konnten mit ihrer „Gewitterstimmung“, wurden so „ganz langsam und unmerklich“ die Nächte des Herbstes. Stille und klare, aber — kalte Nächte. Man geht gelegentlich heraus, sieht sich mal so eine Nacht an, aber wer sie mit denen des Frühsummers oder Hochsummers vergleicht, der — friert.“

„Ach, gnädige Frau,“ rief er, „man muß doch lange leben, denn man macht immer wieder neue Erfahrungen! So falsch also verstehen Sie mich und meine Gedanken? Auch ein Schicksal! Dazu noch eine so kluge Frau wie Sie!“

„Klug?“ lachte sie, „jetzt bin ich sogar klug, der Herbst hat eingesetzt!“

„Aus den Sommernächten, die Sie sogar als „zuweilen schwül und gefährdend“ bezeichnen, werden in der Tat immer schließlich Nächte des Herbstes. Und jetzt mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich bei einem wichtigen Kapitel meiner Lebensweisheit angelangt bin.“

„Da bin ich gespannt.“

„Der Herbst,“ sagte er, „ist eine Jahreszeit voll Ungleichheiten und Täuschungen. So auch die Herbstnächte. Die einen sind feucht und voll Nebel, die anderen dunkel, kalt, dann folgt eine, die an den Sommer erinnert, so warm, so weich, dann gibt es welche, wo es regnet, regnet —“

„Nun also,“ sagte sie, „wie habe ich Sie denn falsch verstanden?“

„Hören Sie nur, das sind ja alles nicht die rechten Nächte, denn es gibt Herbstnächte, die alle Nächte des ganzen Jahres überstrahlen. Es gibt Nächte, da weht eine feine, reine Luft, wie Höhenluft, und wenn Sie den Blick erheben, was sehen Sie da? Glänzende, leuchtende Sternenwelten am Himmel. Für jede rote Rose, die welkte, erstand ein silberner Stern. Und wir stehen und staunen, und das Herz wird uns leicht.“

Glauben Sie nicht, daß die Sehnsucht nach solch' einer Herbstnacht, nach soviel Klarheit und Schönheit, in einem Frauenherzen erstehen, und daß ihr so eine Nacht als leuchtendes Ziel, als Krone des Frauenlebens vor-schweben kann?

Wie geht das Leben mit uns Männern um? Gott erbarme, wie ein Dampyr saugt es an unserer Kraft. Nach außen, immer nach außen müssen wir leben. Aber Ihr? Ihr könnt still in Euch hineinleben und zum Segen der anderen werden. Ihr braucht nicht stille zu stehen, Ihr wandelt und formt. Ihr wandelt die Farbe der welkenden Blume in Duft, Ihr formt Gefühl und Erfahrung zu leuchtenden Sternen um. Fleißig könnt Ihr an Eurer Seele bilden, und tauscht so die Schönheit des Leibes gegen eine unvergänglichere, weisere Schönheit ein. Ihr werdet zum zweiten Male anbetungswürdig. Aber die Liebe, die dann unser Herz erfüllt, hat nichts Verwirrendes, sie gibt uns Weisheit und Frieden, und lehrt uns mit leiseren Sohlen die Schritte zur Ewigkeit gehn.“

Sie wandte sich ihm ganz zu und sah ihn voll an: „Und glauben Sie, daß dieses Umformen und Umwandeln durch Aufmerken und Fleiß für jeden ehrlichen Willen möglich ist?“

„Es gilt auch hier, gnädige Frau, wie überall in der Welt: nicht den Anschluß verpassen! Die ersten Silberfäden, die sich ins Haar stellen, sollen an die ersten Sterne mahnen.“

„Und wenn es Ihnen so scheint, als würde der Mensch den Anschluß verpassen können, als wenn Bitterkeit und allerlei Hezerei, Kleinlichkeit und Eitelkeit sich zwischen ihn und sein wahres Leben schieben, dann rufen Sie ihm die Warnung zu: der Zug geht ab, wenn du nicht einsteigst!“

Er nickte und trommelte mit den Fingern den Takt des Musikstückes auf die Brüstung vor ihnen.

„Und in welcher Eigenschaft rufen Sie ihm das zu? Als Dichter — Künstler — Philosoph — Priester . . ? Was Ihr äußerer Beruf ist, weiß ich, das ist Nebensache, Zufall, was aber sind Sie eigentlich?“

Er lachte, und sie sah aus seinen Augen einen Glanz strahlen, der wie von einer tiefen warmen Sonne kam. Er antwortete ihr nichts, er freute sich an ihr, denn er sah in ihren Augen die echte, rechte Neugier, die uns frei macht von uns selbst.

„Also, was sind Sie?“

„Jetzt bloß ein Zuschauer, aber ein Verehrer der Frauen seit jeher.“

Da mußte auch sie lächeln. Und dieses Lächeln, das er so zum ersten Mal auf ihrem Gesicht erblühen sah, das die großen Gaben der Schönheit und Jugend verlor, dieses Lächeln, aus Weh und Verständnis geboren, fein und leise und doch so tief nach Frauenart, ließ ihn erkennen, daß auch in der Seele dieses Menschen, je weiter hinein es ging in den Herbst und Winter, das wunderbare Umformen vor sich gehen, und leuchtende, beglückende Sterne erstrahlen würden.

Sie sahen sich menschlich, fest an. Aus dem Konzertsaal tönte gedämpft ein stilles, klares Adagio.

Magda Kaarjen.



Frühlingslied.

Mutter Erde, voll Bedenken,
Hütet ihre Kinder ehrlich
Vor des Frühlings tollen Schwänken,
Weil der Jugend sie gefährlich.

Leichten Sinns mag sink und Zeifig
In den Zweigen jubilieren,
Doch im Hauch der Welt, so eifig,
Muß mein zart Geschlecht erfrieren.

So in grauen Theorien
Hält sie Baum und Strauch gesungen ;
Aber lachend ihrer Mühen,
Siegreich kommt der Lenz gegangen.

Und vor seinen Sonnenblicken
Weichen der Bedenken Wölken,
Lebenswellend, mit Entzücken
Grüßt den Lenz das junge Völkchen.

W. Keller.

Der Flieder blüht . . .

Der Flieder blüht.

Um wenig Groschen einen vollen Strauß
Ersteht die arme Waschfrau für ihr Kind
Und bringt mit frohem Lächeln ihn nach Haus.
Das franke Mägdlein blickt ihn an und sinnt:
Was willst du hier im dumpfen Kellerraum,
Wo alles welkt, — du lieber, süßer Flieder?
Ach, was hier wohnt, kennt ja die Sonne kaum,
Und müde senkt es seine Blüten nieder. —
Wie leise Klage klingt mir's ins Gemüt:
Der Flieder blüht.

Der Flieder blüht.

Um wenig Groschen einen vollen Strauß
Ersteht die arme Waschfrau für ihr Kind,
Und breitet weinend ihn im Sarge aus, —
Und durch das off'ne Fenster führt der Wind
Als einen Scheidegruß vom Apfelbaum
Im Nachbargarten einen Blütenregen,
Der sie umfängt gleich wie ein lichter Traum,
Aus Gottes schöner Welt — der letzte Segen.
Und einsam bald am Grab die Mutter kniet.
Der Flieder blüht. —

W. Keller.

Auf dem Zeller See.

Im leichten Kahne gleiten
Wir über den Zeller See,
Die Vesperglocken läuten
Im Thal und von der Höh!
Da wird's ringsum so sabbathstill
Und alles Andacht halten will
In Schluchten und in Weiten
Am grünen Alpensee.
Sieh, auf den Hochaltären
Der Gletscher zündet dann
Die Sonne Gott zu Ehren
Ein Abendopfer an.
Da blizt es auf so goldig rein,
Es glänzt im See der Widerschein,
Und wie in Flammenmeeren
Schwimmt zauberisch der Kahn.

Und wir in seligem Schweigen
Versunken, Hand in Hand,
Wir sehn die Schatten steigen
Hin an der Berge Wand.
Mählich verglimmt die goldne Pracht
Im Siegeszuge führt die Nacht
Der Nebel luftigen Reigen
Her über See und Land.
Das waren wonnige Stunden
In blühender Sommerzeit,
Da wir den Schöpfer gefunden
In seiner Herrlichkeit,
Und wo der Herzen Ueberschwang
In Lob und Dank zusammenklang,
Noch inniger verbunden
Für Zeit und Ewigkeit.

W. Keller.

Erwartung.

Mitternäch't'ge Flöre hangen
Zögernd über durst'gem Land.
Wetterleuchten, goldne Schlangen
Spielen an der Wolkenwand.
Dumpfes Wehn im Lindenlaube,
Schwüle, still, erwartungschwer,
Nur des Flieders blaue Traube
Leuchtet aus dem Dunkel her.
Sanfte Bitte, heiß Beschwören
Schwillt ihr Wohlgeruch ins Grau . . .
Windstoß — Rauschen — und Erhören:
Nieder tropft der heil'ge Tau.

Alex. Frhr. v. Mengden.

Sehnsucht.

Weiß zieht die Straße, glatt und eben,
Durch sommernächt'g stille Auen
Und blasse Mondenstrahlen weben,
Wo tief im Grund die Seen blauen.

Ein Rosenglanz liegt auf den Hügeln,
Vom fernen Tag ein holder Trug;
Auf weißen feuchten Nebelflügeln
Beginnt die Sehnsucht ihren Flug.

Weit über Erdenleid und Fehle
Schwebt sie dahin vom Traum erwacht . . .
Und Seele findet sich zu Seele
Im blauen Duft der Sommernacht.

Alex. Frhr. v. Mengden.



Campanula.

Tief im Wald, an roten Heidewegen,
Wie ich in der Kindheit oft dich sah,
Nickst du mir den süßen Gruß entgegen,
Blau gewandete Campanula.
Winkend ragst du aus den stillen Gründen
Ueber Gras und Moos und Farrenkraut,
Gleich als wolltest du von Wundern künden,
Die die Einsamkeit dir anvertraut.
Leisen Ohrs mit scharfen Sinnen hörst du
All Geheimnis, das im Walde ruht,
Und der zarten Elfendame fürst du
Als Behausung deinen Glockenhut.
Lieblich läutest du an meiner Seelen
Stillste Tiefen und entführst mich weit . . .
Komm und laß ein Märchen uns erzählen,
Alte Freundin aus der Kinderzeit.

Alex. Frhr. v. Mengden.

Der Spielmann.

Ist mal vor Zeiten ein Spielmann gewesen,
Kommt' nicht schreiben und kein Geschriebenes lesen.
Über spielen verstund er
Und trinken, das kunnt' er.

Und wenn dieser Spielmann gespielt und gesungen,
Hat's allen wie Musik in den Ohren geklungen,
Denn spielen verstund er
Und trinken, das kunnt' er.

Von all' seinen herrlichen Liedern indessen
Ist nichts erhalten, sind alle vergessen;
Über spielen verstund er
Und trinken, das kunnt' er.

Und weil er nicht schreiben konnte und lesen,
Weiß man auch nicht mehr, wie sein Name gewesen.
Über spielen verstund er
Und trinken, das kunnt' er.

Julius Meyer.

Harald Harfagar.

Bleich liegt der Schein des Vollmonds auf Hardanger Fjord,
Im Matmond duftet würzig der herrliche Nord.
Da ragt von Framnäs Klippe der Bautastein
Und wirft den Riesenschatten ins Meer hinein.

Und auf dem Bautastein, vom Meer umbraust,
Sitzt König Harald Harfagar mit der eisernen Faust,
Wie Löwenmähen wallen ihm Bart und Gelock,
Sein war Norweg vom Meer zu des Schneegebirges Stocf.

Und rechts ihm sitzt Isbjörn mit der riesigen Brust,
Dem der Krieg liebes Spiel und der Männermord Lust,
Und links ihm sitzt Torsten, der Berserker gut,
Der Schwertes und Schilde zerbeißt, wenn er in Wut.

Alle drei sitzen lautlos, die Häupter geneigt,
Wie Meerflut ihr Atem sich senkt oder steigt —
Das macht — die drei waren auf Kindtauffschmaus,
Sind kreuzsternbetrunken und schlafen sich jetzt aus.

Julius Meyer.

Vierzehn Füßchen.

Vierzehn kleine Füßchen, trapp, trapp, trapp!
Vordertrepp' herauf und Hintertrepp' hinab,
Durch den Hof und Garten mit Hallo und Hurra,
Bald sind sie weg, bald sind sie wieder da.

Schreibt mir der Hauswirt einen langen Schreibebrief:
„Dem Herrn im Parterre steht der Kopf schon ganz schief,
Verknackst ist sein Verstand und verhaspelt sein Gedärm,
Ganz kaput schon ist er von dem höllischen Lärm.

Vom allerfrühesten Morgen bis in die späte Nacht,
(Sein Tag beginnt um neune und endet schon um acht)
Und wird ihm nicht schleunigst die Ruh', die ihm gebührt,
So könnt' es noch geschehen, daß etwas passiert.“

„Lieber Hauswirt, ich habe viel Mitleid mit dem Mann,
Doch vierzehn kleine Füßchen binde ich nicht an,
Auch kommt vor feins der Mäulchen ein Papagenoschloß,
Solang gesund und munter der ganze kleine Troß.

Wer fitzlich ist und Menschen nicht über sich mag,
Der ziehe auf den Boden ganz oben unters Dach,
Da mögen ihn dann ärgern, soviel er nur will,
Der Fledermäuse Heulen und der Sperlinge Gebrüll.

Trapp, trapp, trapp, trappst weiter mit Hallo und Hurra,
Die Füßchen und die Mäulchen, die sind ja dazu da,
Fröhlichen zur Freude, meinerwegen auch zum Troß
Jedem Sauertopf und Griesgram und sonstigem Proß.

Julius Meyer.



Der Kampf.

Ich kämpfe einen harten schweren Kampf —,
Doch keinen Kampf, bei dem vom heißen Stahl
Der Funken stiebt, und fast wie Prahlerei
Das Blut entrieselt einem Wundenmal.

Ich kämpfe einen harten schweren Kampf —,
Rastlos und mit verbittertem Gefühl
Kämpft neben mir ein dräuend Menschenheer,
Brutal und hämisch wie beim Würfelspiel.

Ich kämpfe einen harten schweren Kampf —,
Ein Neider fällt, ich springe für ihn ein,
Und jauchzend seh' ich, wie ein anderer weicht —
Und vor Frohlocken wird mein Herz zu Stein.

Ich kämpfe einen harten schweren Kampf
Und muß ihn kämpfen bis zum Aufgebot
Der letzten Kraft! Der Kampf, er ist mein Recht!
Mein heilig Recht! — Ich kämpfe um mein Brot!!

Richard Müller.

Sommernacht.

Dunkel stehn die Hügelwellen
In dem weißen Nebelbrodem —
Lüftern weht des Sommers Odem
Ueber schwarzen Wasserschnellen.

Ueber schwarzen Wasserschnellen
Bunte Lichter leise glänzen —
Wo sie licht das Dunkel hellen,
Flirt die Luft von Mückentänzen.

Flirt die Luft von Mückentänzen —
Sehnsucht atmen die Syringen —
In der Bäume Blätterfränzen
Mondlicht fliegt auf weißen Schwingen.

Mondlicht fliegt auf weißen Schwingen
Zu den stillen Uferbänken,
Wo sich Hände sanft verschränken
Stumme Liebeslieder fingen.

W. v. Pezold.

Im Moor.

Sonnenlos neigender blasser Tag
Ueber dem schweigenden Wasser lag — —
Schattend über den Weiher trug
Seltsame Bilder der Wolken Flug — —

Ueber den Moorsee schilsumbuscht —
Schemen des Schreckens sind sie gehuscht —
Duftloser Blumen giftiger Kranz
Deckte des Sumpfes metallenen Glanz.

Wie franken Spielmannes Geigenstrich
Der Wind über Wald und Haide schlich —
Hob totes Laub im Flug empor
Und sang und sang und starb im Rohr.

W. v. Pezold.

Die Notlüge.

Es zieht eine Blinde dahin durch das Land,
Der führt eine Dirne die zitternde Hand
Und was sie erbetteln und was sie erlisten
Kann beiden ihr elendes Dasein nur fristen.

Und meint auch die Blinde zusammenzubrechen,
So lockt doch die Dirne durch falsche Versprechen
Sie weiter und weiter, — sonst wär's ja ihr Tod,
Denn sie ist die Lüge — und jene die Not.

Karl v. Reisner.

Syringen.

Es war ein Frühlingsabend, warm und feucht,
Und süßen Duft verhauchten die Syringen, —
Sie stand vor mir, das blonde Haupt gebeugt,
Und ließ sich Blüten in die Haare schlingen.

Still lag um uns die Welt im Mondenstrahl
Und Lenzespracht, — ein Paradies für Sünder, —
Wir aber wußten nichts von Sündenqual,
Wir waren rein, wie lichte Frühlingskinder.

Wir saßen scherzend dann auf niedrer Bank
Und kunstvoll uns're Hände sich bemühten,
Zu flechten eine Kette zart und lang,
Aus vielen hundert kleinen lila Blüten.

Mit der umwunden hielten Arm in Arm
Wir uns im ersten Kusse heiß umschlungen; —
Die Kette war's, — an der in wildem Harm
Wir später uns're Herzen wund gerungen. —

Doch heute alles nur ein Traum mir deucht,
Durchs Fenster mild des Mondes Strahlen dringen,
Es ist ein Frühlingsabend warm und feucht,
Und süßen Duft verhauchen die Syringen.

Karl v. Reitsner.

Das Bäuerlein im Himmel.

Ein Bäuerlein, das fromm und hochbetagt
Der Welt fein letztes Lebewohl gesagt,
Das pilgerte nun seinen Weg empor,
Gestützt auf seinen Stab zum Himmelstor.
Hier angekommen wartete es still,
Ob es Sanct Petrus nicht bemerken will,
Demütig strich es glatt sein weißes Haar
Und reckte sich auf seinen Zehenspitzen,
Ob es nicht einen aus der Engelschar
Erspähen könnte durch die Himmelsritzen.

Sanct Petrus, der am off'nen Fenster saß,
Derweil in seiner Morgenzeitung las,
Und aus der Pfeife blies in aller Ruh'
Er Himmelswolken uns'rer Erde zu. — — —
Da plötzlich auf dem schmalen, stein'gen Pfad
Ein andrer Pilger von der Erde naht;
Dem war es sicher dort einst gut geglückt,
Denn seine Kleidung, die war auserlesen
Und seine Brust mit Orden reich geschmückt,
— Man sah's ihm an, er war einst was gewesen.

Kaum war der da, so legte auf dem Fleck
Sanct Petrus Pfeife gleich und Zeitung weg,
Aus seiner Klause trat er freundlich vor
Und öffnete ihm weit das Himmelstor, —
Und herrschte eben drin noch heil'ge Ruh',
So ging's mit einmal jetzt dort lustig zu:
Die Englein sangen ihr Halleluja
Und fiedelten drauf los auf ihren Geigen, —
Das Bäuerlein, das durch die Ritzen sah,
Das hopfte mit den frohen Engelreigen.

Dann ward es still — und Petrus trat herfür
Und hinter sich schloß er die Himmelstür;
Schon wollt' in seine Klaufe er zurück,
Da fiel auf's arme Bäuerlein sein Blick
Und wiederum schloß er die Pforte gleich
Von neuem auf zum lichten Himmelreich.
— Das Bäuerlein trat feierlich hinein
Und bis zur Erde tät es sich verneigen, —
Dann schaut es wartend auf die Engelein —
Doch keines sang und spielte auf der Geigen.

Wohl sagten sie ihm freundlich „Guten Tag“,
Doch dann ging jedes seiner Arbeit nach.
Da brummt das Bäuerlein: Im Himmelreich,
Dacht' ich, da sind doch alle Menschen gleich,
Doch wie es scheint, herrscht hier derselbe Brauch
Bei Arm und Reich wie auf der Erden auch —
Sankt Petrus sah ihn an und schmunzelt fein,
Dann sagt er milde: „Liebes Bäuerlein,
Schau, eure Sorte — die ist hier nicht rar,
Von solchen aber kommt zu uns gegangen
Ein einz'ger wohl nur alle hundert Jahr,
— Da muß man ihn halt besser doch empfangen!“

Karl v. Reisner.

Frühlingsritt.

Den Islandsfalken auf nerviger Faust,
Von Frühlingswinden die Haare zerzaust,
fernab dem Städtegetrödel —
So stieben wir über das dampfende Feld,
So folge ich dir bis ans Ende der Welt,
Du sonnengoldiges Mädel!

Kühn ist mein Falke und trotzig und stolz,
Und ich bin geschnitten aus ähnlichem Holz
Mit eigenwilligem Schädel.
Und ist auch dein Herzchen so wild wie die See,
So ist doch viel wilder mein brennendes Weh —
Du unbarmherziges Mädel!

Ein Reiher! — Mein Falke, nun auf und hinauf,
Nun recke und strecke den sehnigen Lauf
Und zeig' dich raffig und edel!
Und dann kommt endlich die Reihe an mich
Nun jage und fange und küsse ich dich,
Du herrlichstes aller Mädel!

Willy Sawitzky.

K r a u j a.

Nun koppelt die scheckigen Bracken auf,
Hallo! wie sie springen und klaffen!
Und dann — heidi! — in die Sättel hinauf
Und hinein in das lustige Treffen.

Hinein in die flimmernde, schimmernde Welt
Mit locker gelassenem Zügel!
Wir reiten, was Zeug und was Leder hält,
Drum sicher die Füße im Bügel.

Der Herbst, der zündet in flammendes Rot
Die Büsche, die Hecken, die Wälder —
Juchhe! — der schläfrige Sommer ist tot,
Und frei sind die endlosen Felder!

Schaut hin! Dort unten im moorigen Moos,
Was hüpfet da mit eiligen Backen?
Ein Grauer? — Hussa! die Hunde jetzt los
Und kräftig den Pferden die Hacken!

Und nun schickt zum Teufel das Alltagsgeplag,
Das Hoffen, das Bangen, das Sorgen!
Wir stürmen hinein in den dunkelnden Tag
Und kümmern uns nicht um das morgen!

Wir nehmen die Weite in rasendem Takt,
Daß donnernd die Felder erdröhnen!
Und wer als Erster den Littauner packt,
Den wollen zum König wir krönen!

Willy Sawitzky.



Acht Jahr' sah ich die Heimat nicht.

Acht Jahr' sah ich die Heimat nicht,
Acht Jahre war ich in der Fremde —
Und jeden Strolch im Bettlerhemde,
Der pfeifend dort die Straße zieht,
Ja selbst des Vagabunden Hund
Hab' ich aus tiefstem Herzensgrund beneidet.

Ich sterbe ohne Heimatluft,
Das Heimweh bringt mich in die Gruft.
Bei Tag und Nacht hör' ich sein Lied
Von einem Land mit weiten Flächen
Und weißen Birken an den Bächen. —
Acht Jahr' sah ich die Heimat nicht.

W. v. Schilling.

Das alte Haus.

Ein steiles rotes Giebedach,
Die Hauswand hell gestrichen,
Die grünen Türen altersschwach,
Vom Regen ausgeblichen.

Durch hohe Fenster fällt das Licht
In liebe alte Stuben,
Wo jedes Stück von Kindern spricht,
Von kleinen wilden Buben.

Das Haus, das jedem Fremden schwieg,
Ist voll von Knabenträumen,
Die Zinnsoldaten führen Krieg,
Die Schaukelpferde bäumen.

Treppauf, treppab, bald laut, bald leis,
Getrippel und Getrappel,
Und was das alte Haus nicht weiß,
Das weiß im Hof die Pappel.

Die steht noch, hart am Gartenzaun,
Wie eine große Rute,
Höchst unerquidlich anzuschauen
Für kleine Tunichtgute.

Die weiß von mancher wilden Schlacht
Und arg zerriss'nen Hosenn
Und denkt auch jetzt noch jede Nacht
An uns, die Heimatlosen.

W. v. Schilling.

Warnung.

Deine Braue spricht: die Pfeile
fliehe, die mein Bogen schnellst!
Deine Locke spricht: die Seile
Meide, die mein Netz stellt!

Deine Lippe spricht: die Gifte
Scheue, die mein Kelch kredenzt! —
Doch — was Unheil auch es stifte,
Allzu süß das Herz mir lenzt!

Deiner Augen Blutgeschossen
Dank ich gerne Wundenmal,
Deines Haares Goldnetzsprossen
Dank ich gerne Fesselqual!

Deines Mundes Taumeltränken
Dank ich gerne Sterbensnot —
Magst du zielen — stellen — schänken —
Süß ist mir von dir der Tod!

Hans Schmidt.

Der Spielmann.

Du mit deiner Fiedel,
Bleibe hier nicht stehn,
Weil mir deine Lieder
So zu Herzen gehn,
Daß ich ohne Weinen
Sie nicht hören kann,
Und dann sehen einen
Alle gleich so an.

Einer kam vorbei hier —
Jünger nur als du —
Spielte allerlei mir
Und ich hörte zu:
Und da er Almosen
Für sein Spiel nicht frug,
Gab ich ihm die Rosen,
Die ich grade trug.

Wirst nun wieder wandern,
Lieber Spielmann, gelt?
Triffst vielleicht den andern
Wo in weiter Welt.
Sag' ihm dann, es dächte
Sein ein Mägdelein,
Dächte Tag' und Nächte
Unaufhörlich sein.

Hans Schmidt.

Auftrag.

Womit wollt ihr den Hügel schmücken,
Darunter ich einst liegen werde?
O — wollt mit keinem Stein ihn drücken,
Ist schwer genug doch schon die Erde.

Stellt auch kein Kreuz zu meinem Haupte,
Denn ich bekenne es auch offen:
Nicht war ich einer, welcher glaubte,
Ich wagte höchstens nur zu hoffen.

Auch von den Blumen wüßt' ich keine,
Die so besonders lieb mir wären, —
Drum statt der Blumen, Kreuze, Steine,
Gönnt meinem Grab den Schmuck der Aehren.

Wie lieb' ich sie, die jungen Saaten
In ihrem ersten grünen Schiller, —
Da müßt der Seufzer ihr entraten,
Sie sind gewöhnt an Lerchentriller.

Wie lieb' ich sie, die zarten Grannen,
Wenn sie die Hülle von sich streifen, —
Da müßt die Tränen ihr verbannen,
Sie brauchen Sonne, um zu reifen.

Wie lieb' ich sie, die vollen Garben,
Wenn sie sich beugen vor dem Weste, —
Da müßt ihr bannen dunkle Farben,
Bunt schmückt man sich zum Erntefeste.

Die Sichel nehmt, sie ruhte lange,
Drum dengelt sie, bevor ihr schneidet, —
Ich glaub' an diesem süßen Klange
Im Grabe noch mein Ohr sich weidet!

Und ist auch zu gering das Ganze,
Um Vorrat damit aufzuspeichern,
Genügt es doch zu einem Kranze,
Der Vögel Völkchen zu bereichern.

Die kommen: Spatzen, Finken, Meisen,
Je froher, als der Roggen gelber, —
Und zwitschern dankbar ihre Weisen,
Bescheid'ne Sänger, gleich mir selber.

Hans Schmidt.

Vorüber.

Tränenverschleierte Einsamkeit . . .
Dämm' rung — spinnt düstere Fäden ;
Ach, so allein im Herzeleid, —
Kann nichts mehr denken und reden . . .

In der Ecke Frau Sorge wacht,
Trostlos schaut sie hinüber.
Nirgends ein Ausweg . . . Dunkelnde Nacht.
— Alles vorüber, vorüber! —

Norah Schmidt.

Stille, ganz still . . .

Könnst' ich auf Schwingen des Traumes
Schweben in jene Welt,
Stille, ganz still im Schlummer
Scheiden aus dieser Welt.

Nicht mehr die Qualen der Erde
fühlen, nicht mehr das Leid,
Stille, ganz still verlöschen,
Dämmern in wunschlose Zeit. — — —

Norah Schmidt.

Das Starenlied.

Es geht durchs Land wie frohes Frühlingsahnen ;
Es schwand der Schnee, es brach das Eis —
Der Bach verließ die altgewohnten Bahnen,
Und graue Kätzchen trägt das Weidenreis.

Das ist die Zeit, da froh nach langer Reise
Der Star sein altes Nest bezieht.
Horch! In den kahlen Wipfeln singt er leise
Im Abendschein sein altes, liebes Lied.

Das liebe Lied! Wie wonniges Erinnern
Durchzittert mich sein leiser Klang,
Und Zeiten werden wach in meinem Innern,
Da noch mein Herz dieselbe Weise sang; —

Da dunkel tastend noch und doch schon mächtig
Ein heißes Sehnen mich durchglüht';
Und erste Liebesahnung farbenprächtigt
In meiner jungen Seele aufgeblüht.

Wie lieb' ich dich, du schlichte Vogelweise,
Die traut zu mir herniederklingt,
Und von entschwundnem Jugendlenze leise
Alljährlich immer wieder Kunde bringt.

Fritz Seuberlich.

Im winterlichen Walde.

Wenn der Nordwind die heimischen Wälder umweht,
Und der Tag so geschwinde zur Küste geht —
Wenn flirrend der Frost das Gelände durchschreitet
Und still durchs Gelände herniedergleitet
Der glitzernde Schnee, so weiß und kalt,
Und alles ruht —
Wie wohl es dann tut
Dahinzustreichen durch Busch und Wald!

Die alten Tannen, die Birken so weiß,
Sie rauschen und raunen und flüstern nur leis,
Wenn müd' sie im Windhauch sich dehnen und strecken,
Als könnte aus wonnigen Träumen sie wecken
Die leise nur atmende Mutter Natur.
Kein Laut erklingt —
Im Tannenbaum springt
Von Ast zu Ast ein Dampffass nur.

Wie wird dir das pochende Herze da weit
Inmitten der lautlosen Einsamkeit,
Wo Ruhe und Friede wie Ranken umspinnen
Dein ganzes Denken, dein ganzes Sinnen;
Du findest dich wieder nach aller Hast,
Die bunt und kraus
Im wirren Gebraus
Des Weltgetriebes dein Denken erfaßt.

Und was dich gequält hat verstummt und versinkt,
Die mahnende Stimme der Sorge verklingt
Im wunderbaren lautlosen Schweigen.
Du wanderst unter blitzenden Zweigen
Auf weichem Schnee durch Busch und Strauch —
Und leise zieht
Dir durchs Gemüt
Ein friedlich stiller Glückeshauch.

Fritz Seuberlich.

Im Mai.

Frühlingsnacht!
Eind und sacht
Weht der Wind durchs junge Grün;
Frühlingsduft
Füllt die Luft,
Leichte Wölkchen zieh'n und glüh'n
Fern am lichten Himmelszelt.
Friede, Ruhe überall
Auf der weiten Erdenwelt.
Nur das Lied der Nachtigall
Jauchzt und schluchzt in süßen Tönen —
Holdes ahnungsvolles Sehnen
Zieht mit seinem weichen Schall
Unbewußt
Leise durch die Menschenbrust.

Dort, der schlichten Bauernhütte
Nah'n behende, leise Schritte;
Eine weiße Mädchenhand
Winkt und grüßt vom Fensterrand . . .
Aus der Büsche dunklem Schatten
Schleicht es über grüne Matten . . .
Und nun hört man's rascheln, knistern
In den schwanken, grünen Ranken —
Und dann ein verstohlen flüstern.
Frage, Antwort, bunt und kraus, —
Liebesworte, süß und heiß,
Klingen leis
In die Frühlingsnacht hinaus.

Hoch vom Himmel durch die schlanken
Wipfel, durch die grünen Ranken,
Blinzelt still der Mond und lächelt;
Sanft vom linden Wind gefächelt
flüstern Blatt und Blüte leise —
Träumerisch vom Wald
Über tönt und hallt
Noch die Nachtigallenweise.

Fritz Seuberlich.

Wenn du erst mein bist . . .

Wenn du erst mein bist
Und es wieder Frühling ist,
Dann will ich dich auf meinen Armen tragen
Hinaus ins frische duft'ge Grün,
Wo rote Blumen schweigend blühen,
Und keine Menschen nach uns fragen.
Da will ich einen Zauber sprechen,
Daß uns kein Auge mehr erblickt, —
Und jeden Zwang, der uns're Herzen drückt,
Will ich mit freier Hand durchbrechen.
Anbetend will ich vor dir niederknien,
Vor deiner Schönheit wundersamen Macht,
Und dich in meine Arme sacht
Zu mir herniederziehen.
Und eng geschmieget — Brust an Brust —
Will ich dich küssen glühend heiß
Und will dir sagen, was ich noch nicht weiß,
In jener Stunde heil'ger Lust.

Hermann Seuberlich.

Das Lied vom Werden.

Wenn der Winter entweicht, und die Erde erwacht,
Und der Frühling ihr sonnig entgegenlacht,
Wenn alles duftet und grünt und blüht,
Dann singt der Schöpfer sein schönstes Lied
Den Menschenkindern auf Erden,
Und mächtig durchflingt dann jedes Gemüt
Das göttliche Lied vom Werden.

Wie macht es die Seele so weit, so weit,
Wenn Jugend und Liebe ihr Flügel verleiht,
Da schwingt sie empor sich zum Sonnenschein
Und stimmt in den himmlischen Schöpfungssang ein,
Nicht achtend der Erde Beschwerden.
Da singt sie begeisternd tagaus und tagein
Das göttliche Lied vom Werden.

Der Mann, der hohe Gedanken hegt,
Das Weib, das ein Kind unterm Herzen trägt
Und jeder, der unter dem Sternenzelt
Mit fleißigen Händen sein Werk bestellt, —
In allen erklingt es auf Erden;
Beim Schaffen der eigenen kleinen Welt:
Das göttliche Lied vom Werden.

Doch wenn uns kein Seng mehr die Seele verjüngt,
Kein Denken mehr glückt und kein Werk mehr gelingt,
Dann — meine ich — ist es zum Sterben Zeit,
Dann, himmlischer Vater, dann bin ich bereit
Zu scheiden mit Freuden von Erden;
Dann lehre mich neu in der Ewigkeit:
Das göttliche Lied vom Werden.

Rudolf Seuberlich.

Legende.

Es zieht die Sorge durch die Welt
Mit einem Sack voll Plagen,
Und jung und alt, und arm und reich
Bekommt sein Teil zu tragen.

Und als auch mir Frau Sorge einst
Zum ersten Mal erschienen,
Sief vor ihr her ein bleiches Weib
Mit geisterhaften Mienen.

„Flieh,“ — rief sie — „flieh! Die Sorge naht;
Ihr Hauch läßt dich verschnachten,
Sie greift mit Krallen dir ins Herz
Und wird dein Hirn umnachten.“

Und dabei kam das bleiche Weib
Mich an die Kehle packen
Und hing sich keuchend — bleiernschwer —
Mir rücklings an den Nacken.

Ich floh mit ihr, — sie ließ nicht nach
Mit Worten mich zu heizen,
Bis ich zuletzt zusammenbrach,
Ohnmächtig vor Entsetzen.

Da ließ die Here ab von mir;
Doch vor mir sah ich stehen
Frau Sorge selbst, und ernst, doch mild,
Hat sie mich angesehen:

„Was fliehst du, armes Menschenkind,
Mir kannst du nicht entjagen.
Und sieh, was ich für dich bestimmt,
Ist garnicht schwer zu tragen.

Doch wenn ich auch viel schlimm're Last,
Dir einst im Leben reiche, —
Bedenk', sie trägt sich leichter stets
Als wie die Furcht, die bleiche!“

Rudolf Senberlich.

Der Heiligenschein.

Es lebte einst ein gräulicher
Und altersschwacher Heiliger
In einem Walde ganz allein,
Aß Beeren und trank Gänsewein
Und hatte einen Heil'genschein
Und weiter nichts.

Was zwang wohl diesen Heiligen
Zu solchem recht langweiligen
Einsamen Leben in der Welt?
Ja! — glaubt Ihr, daß ihm das gefällt?
O nein! — Er hatte nur kein Geld
Und kriegt auch keins.

Da kam einmal auf eiliger
Luftfahrt ein ganz abscheulicher
Und schlimmer Teufel zu ihm hin,
Dem fuhr es plötzlich durch den Sinn:
Ein Heil'genschein brächt mir Gewinn,
Der fehlt mir noch.

Er sprach: Mein lieber Heiliger,
Dein Heil'genschein, dein bläulicher,
Den neid' ich dir, den brauch' ich sehr,
Dir aber bringt er nur Malheur;
Gib ihn für schweres Geld mir her
Und wir sind quitt.

Da sagte unser Heiliger:
Nichts wäre mir erfreulicher.
Läßt du mich leben gut und fein,
Geb' ich dir gern den Heil'genschein,
Er sei für alle Zeiten dein,
Mir paßt er nicht!

So kam's, daß auf der eiligen
Luftfahrt vom alten Heiligen
Satan den Heil'genschein erwarb
Und auch behielt, als jener starb; —
Und durch Scheinheiligkeit verdarb
Er dann die Welt.

Drum gibt's so viele gräuliche
Verteufelte Scheinheilige;
Der Teufel läßt sie froh gedeih'n
Und sind die Kerls auch urgemein,
Sie haben einen Heil'genschein,
Und das genügt.

Rudolf Seuberlich.



Vor der Nacht.

Der Abend dunkelt,
In dumpfer Schwüle
Endet der Tag.
Blutrot zerrissen trauern
Wolken der Sonne nach.

Rings in dem Dammern
Ein Nebelsteigen,
Langsam und kalt, —
Graues lautloses Schweigen
Geht durch den Wald.

Jetzt — noch ein Strahlen
Aus Aetherräumen
Scheidend entfacht, —
— Ein letztes Tagesträumen
Vor drohender Nacht.

Siegfried v. Sivers.

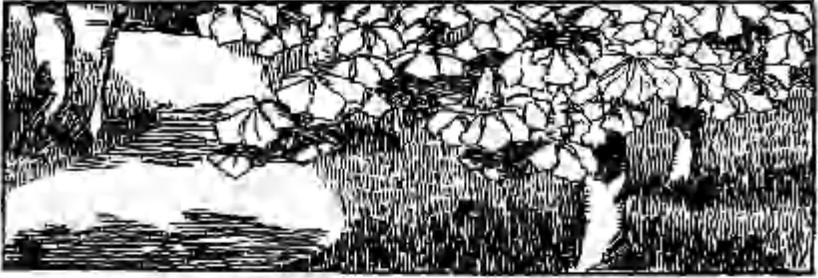
Weißt du wie damals die Wolke zog.

Weißt du wie damals die Wolke zog
Hoch über dem blühenden Flieder?
Du saßest regungslos neben mir
Und preßtest die Hand aufs Nieder.

Es blickte dein Auge stumm und groß
In kommender Jahre Zeiten,
Und von deinen Wimpern sah ich leise
Perlende Tropfen gleiten.

Dann senktest du sanft dein Haupt herab
Rosig im Blütenscheine
Und legtest betend deine Hand
Für immer fest in die meine.

Siegfried v. Sivers.



Rosen.

Wir brauchen nur die Hände auszustrecken,
Und unser ist, was wir uns je begehrt,
Wonach sich unsre Sehnsucht längst verzehrt . . .
Wir stehn am Gitter eines großen Gartens
Und sehen staunend in den Glanz hinein
Und atmen Rosenduft und Sonnenschein . . .
Wehmütig lächelnd sprichst du still zu mir:
„Auch uns wird einmal solch ein Garten blühen,
In dem uns Rosen rot und duftend glühen . . .
Einmal — einmal — bist du nicht müd des Wartens?
Sieh', wie die Rosen sich zum Gitter drängen
Und ihre Blüten durch die Spalten zwängen!
Du, keine Rose hat so süßen Duft,
Und keine Rose hat so heißes Rot,
Als die man heimlich, ungesehen bricht
An fremden Gartens Zaun, — — weißt du das nicht?
Wir brauchen nur die Hände auszustrecken.

Elfriede Skalberg.

Heimliche Liebe.

Das eben ist das Süße
An unserer heimlichen Liebe,
Daß wir verstoßen und scheu,
Wie im Dunkeln zwei Diebe, —
Unserer Schritte Spur
Sorglich verwischen müssen,
Daß niemand etwas ahnt
Von unseren heißen Küßen,
Von dem frohen Leuchten
In meinen Augen und
Von dem seligen Lächeln
Um deinen roten Mund . . .
Reich mir deine Hand;
Wir wollen zusammen gehen —
Daß uns niemand hört —
Leise — auf den Zehen . . .
Ganz verstoßen und scheu,
Wie im Dunkeln zwei Diebe . . .
Das eben ist das Süße
An unserer heimlichen Liebe!

Elfriede Skalberg.

November.

Denkst du noch des Tags vor einem Jahr?
Unsre Gläser klangen hell zusammen;
Deine Augen waren dunkle Flammen . . .
Rotes Weinlaub hing in meinem Haar.
Aller Wille, aller Stolz versank
In ein dunkles unbewußtes Müßen,
In dem tollen Rausch von unsren Küssen,
Den dein Mund von meinem Munde trank . . .
Grau und sonnenleer ist nun der Tag;
Der November weint durch dunkle Gassen,
Und uns hat das süße Glück verlassen,
Das mit Purpurschleiern auf uns lag . . .
Denkst Du noch des Tags vor einem Jahr?
Als in heißem, trunkenen Verlangen
Unsre Gläser hell zusammenklangen . . .
Rotes Weinlaub hing in meinem Haar . . .

Elfriede Stalberg.

Unser Glück.

Sag: sehnst du wirklich dich nach einem Glück
Spießbürgerlich und legitim und satt,
Wie Hinz und Kunz und jedermann es hat?
Das sein Geheimstes durch die Gassen schreit,
Wie eine Dirne ihre Trunkenheit. — —
Sieh, unser Glück ist wie ein scheues Mädchen,
Das jäh errötend, schnell die Wimpern senkt,
Wenn sich die kecke Neugier zu ihm drängt . . .
Ist zart und innig, wie ein leises Lied,
Das ungesungen durch die Seele zieht . . .
Und keiner weiß um unser stummes Glück,
Und nur verstohlen geht ein heißer Blick
Von mir zu dir — ein Blick, den niemand sieht.
Ein heimliches Verstehn ist zwischen uns,
Und ein Geständnis flammt in unsern Augen:
Ich hab' dich lieb! — —

Ich hab' dich lieb! — —

Elfriede Stalberg.

Frau Nachbarin.

Die Zunge der Frau Nachbarin
Ist wie ein scharfes Schwert:
Sie sticht und schneidet jung und alt,
Läßt niemand unverfehrt.
Der Teufel selber schärfte sie
Mit Witz und Spott und Hohn,
Du aber gabst, Frau Nachbarin,
Die Seele ihm zum Lohn.
Und wenn du einmal ausgeflatscht
Und ausgelogen hast,
Und wenn Dein Leib im Grabe liegt
Zu endlos langer Rast,
Dann wächst die böse Zunge noch
Als Distelbusch empor,
Und wenn ich mal vorüber geh,
Schlag ich ein Kreuz mir vor!

Elfriede Skälberg.

Eitel Nichts.

Sonett.

's ist eitel nichts, wohin mein Aug ich wende!
Ein wirrer Taumel blöder Menschenmassen,
Der Welten hehrer Geist nicht zu erfassen,
Der Anfang dunkel — nebelgrau das Ende!

Und keiner, der das Kleinste je verstände,
Der Glück im Denken, Lieben oder Hassen,
Der Trost im Leiden, Sterben und Verlassen,
Der Ruh' im Staub, im Sternenschein je fände!

Vernunftbegabt gezeugt, um zu zerfliegen
Und flugs ersetzt zu sein durch andre Toren,
Dem Weltenrad zerschellt und umgetrieben. —

Und doch in einen süßen Wahn verloren,
Daß der gebundene Wille frei geblieben;
Das ist das Schicksal aller, die geboren!

M. Treymann.

Zu spät gekommen.

Wollt' bei Frühlingsknospen träumen,
Fand schon Blätter an den Bäumen.
Froh wollt' ich den Sommer grüßen, —
Raschelt schon das Laub zu Füßen.
Wollt am Herbstlaub mich erfreuen, —
Sieh' — da fängts schon an zu schneien.
Traurig ging ich in mein Zimmer, —
Bin zu spät gekommen immer.

W. Waldhauer.

Frühling.

Der Flieder blüht, die Vöglein singen
O Maienzeit und Liebesglück!
Ein Rauschen — horch! Ein lautes Klängen
Zieht durch mein Herz und ruft: Zurück!

Zurück dahin, wo alles blühte,
Wo sich ein warmer Strom ergoß
Ins Herz und täglich neu erglühte
Und liebesprühend überfloß!

Zum Quell zurück! — O gäb es Einen,
Der mir die Zauberpfade wies' —,
Sei es zum Jauchzen, sei's zum Weinen —
Zu meiner Jugend Paradies.

M. Treymann.

Liten Helgin.

Weit im hohen, ernsten Norden,
Bei der mitternächtgen Sonne
Magisch hellem Strahlenfranze
Stehe ich vor einem Grabe.
Klein nur ist's und ganz unwunden
Vom Gewirre grüner Ranken,
Schüchtern lugen kleine Blüten
Auf zum Kreuz aus schwarzem Eisen.
Kleines Kreuzlein! Nur zwei Worte
Leuchtend hell in Goldbuchstaben
Zeigst du; kannst du wirklich tragen
Die zwei Worte: „Liten Helgin“?
Kannst du diese Welt von Schmerzen,
Quellend, aus zerrissnem Herzen,
Trostlos, wie des nord'schen Winters
Ewig finstre Schreckensnächte,
Kannst du tragen diesen Jammer
In den Worten: „Liten Helgin“?
Kannst du diese Welt voll Liebe,
Größer als der Raum der Welten,
Siegend wie die flammenstrahlen
Nord'schen Sommersonnenscheines,
Kannst du tragen diese Liebe
In den Worten: „Liten Helgin“? —
Jahre kommen, Jahre schwinden,
Auch du, Kreuzlein, wirst vergehen,
Und wie du der Herzen Jammer.
Doch das Herz, dem einst entquollen

Diese Worte: „Eiten Helgin“,
Voller Schmerzen, voller Liebe,
Nimmer wird es je vergessen
Seine liebe Eiten Helgin.
Einst an jenem großen Tage,
Wenn sich endet aller Jammer,
Alles sich in Freude wandelt
In der Seligkeiten Fülle,
Bei des Wiedersehens Wonne,
Wird es jauchzen: „Eiten Helgin.“

C. Teich.

Die Mutter.

Eine Skizze.



Häßliches, auflösendes Tauwetter. Ueber dem Walde stehen die Wolken tief, als wollten sie nicht weiter. Die Schneedecke ist wie von Kugeln durchlöchert, mit braunen Tannennadeln überstreut. Von den bläulichen Schatten um Krüppelfiefer und Wacholderbusch heben sich weiche Dunstwellen und branden gegen die tiefenden Fichtenäste auf. Hier und da guckt schwarzgrünes Preiselbeerkraut aus den Gräben, und im Erlenbruch sieht es aus, als hebe schon ein weißes Blüten an, so dicht sitzen die Schneeknollen auf jedem Astansatz.

Ein winziger Baumläufer hat es eilig am grauen Birkenstamm hinaufzukommen. Auf lässig geschichtetem Schlagholz sitzt ein Zaunkönig, das Schwänzchen hochgestelzt, und schließt trillernd sein Lied. Eintönig tropft es von den Zweigen. Sonst alles still.

Da — Hufschlag auf der Landstraße, Kosaken ziehen durch den Wald. Trüb glitzert ihr wunderliches Feldzeichen durch den Nebel. Aber ihre Augen, rechts und links spähend, stehen frisch in den braunroten Gesichtern, verwegen sitzt die Soldatenmütze auf dem wulstig hervorquellenden Haar. Wie zum Tanz schreiten ihre Pferde aus, der schmelzende Schneebrei spritzt auseinander. Klatschend pendelt die Nagaika am Bug ihrer Tiere. Die Uniformen rauchen vor Feuchtigkeit, das Riemenzeug knirscht.

Aber einer, rückwärts im Sattel sitzend, taktiert mit den Armen, und durch den stillen Wald flattert ein Kosakenlied, wild wie die Stromwellen des Don, leidenschaftlich wie ihre verlassenen Mädchen an seinen Ufern.

Ein junger Rittmeister reitet ernst voraus. Seine großen, mandelförmigen Augen blicken schwermütig. Unwillig winkt er, das Lied bricht ab. — Bald sind sie aus dem Walde und reiten über den Spitzbogen einer Brücke. Wie jeder

Kosak auf ihr auftaucht über den Kameraden, blickt er fest um sich, als beherrschte er die Welt.

Vor dem Krüge sitzen sie ab. Alles auch hier trostlos und naß, das gestricke Strohdach, die angefaulte Brunnenstange, der beschneite Düngerhaufen. Vor der Stallung drängt sich eine vor Schrecken starre Volksmasse. Nur wenige greifen nach den Mützen, andere reißen die Augen auf, Weiber weinen in die Schürzen hinein.

Feldgericht. Kurze Frage, trozige Antwort, Feststellung der Persönlichkeit und des Vergehens. Dann der Spruch: die Kugel. An den nächsten Telephonpfeifen gebunden steht ein junger Mensch, die Fäuste geballt. Als sie ihn an dem Krugfenster vorüberführten, sind ihm dahinter grüne Topfpflanzen aufgefallen und bei ihnen ein neugieriger Kindskopf. Da hat ihn die Lust am Leben noch einmal gepackt und er hat wie im Krampf den Pflock an der Haltestelle der Pferde umflammt. Umsonst! Nun steht er teilnahmslos, er muß sterben.

Als Wilderer hat er angefangen. Dann ist der Raub der Freiheit über ihn gekommen. Aus dem Busch hat er einen Kreischef erschossen, zwei Schloßbrände und einen Raubmord geleitet. Und ist er dann müde nach Hause gekommen, so hat sich das Elternhaus vor ihm zugeschlossen. Als Nachbar des suchtes hat er im Walde gehaust und doch, wie ein Alb auf der Gemeinde gelegen, die seine Drohungen mehr fürchtete als die Soldaten. Nun werden sie vom Alb befreit.

Seine Mütze hat er abgeschüttelt. Der Hemdkragen sitzt ihm nicht bequem. Er drückt sich in ihm zurecht und stiert vor sich hin. Ein kurzes Kommando, die Salve, eine fluchtartige Bewegung der Zuschauer, ein Weiberschrei, dann ist es aus.

Eine Taubenschar flattert über dem Dache auf, im Hause weint ein Kind. Der Mann am Pfahl ist kurz zusammengefahren, den Kopf aufwerfend als wollte er nach dem Wetter ausschauen. Dann klappt das Kinn auf die Brust, die Haare verdecken sein Gesicht, stumm hängt er in den Stricken.

Die Kosaken — wie halbzahme Pantherkätzchen geduckt, wenn sie sich schußbereit machen — stellen gleichgiltig ihre Gewehre in Ruh'.

Da tritt aus der Menge am Zaun ein altes Weib, auf einen Stock gestützt, und geht auf den Toten zu. Ein buntes Kopftuch umrahmt ihr verwittrtes, still gefasstes Gesicht. Am Arm hängt ihr ein flacher Korb, woraus der Hals einer Milchflasche und ein roter Zipfel schaut. Nun steht sie vor der Leiche und streichelt über die Stricke hin. Eine Falte wischt sie an seiner Jacke fort und einen Kotfleck von seinem Stiefel. Dann nickt sie dreimal und sieht sich nach dem Offizier um. Ehe der mißtrauisch zurücktreten kann, hat sie nach seinem Ärmel gefaßt und ihn geküßt. Er versteht ihre Sprache nicht, könnte wohl auch kein Wort hören, denn sie stöhnt mehr, als daß sie spricht. Dann streicht sie seufzend ihr Haar unter dem Tuche glatt, wendet sich kurz und ist im aufrauschenden Walde verschwunden.

Befremdet wendet sich der Rittmeister an den Küster der Gemeinde.

„Wer war die Alte?“

„Die Mutter.“

„Was wollte sie?“

„Danke.“

Ströbelnd knöpft der Offizier die letzten blanken Knöpfe an seiner Uniform zu.

„Die Leiche ist den Verwandten zur Bestattung zu übergeben.“

Und dann reiten sie weiter, ihrer traurigen Pflicht nach. Schnell leert sich der Platz. Die alte Hauskate hockt auf der Schwelle und sieht den Toten an.

Der steht noch immer, den Kopf, wie lauschend etwas zur Seite geneigt, als hörchte er auf die Schritte derer, die ihn holen sollen.

Aber niemand kommt.

Ueber ihm singt der Wind in den Telephondrähten.

Es ist, als griffe Urmutter Erde in ihre Sturmharfe und stimmte einen alten Sang an. Klagend zieht er zum Walde und verhallt, wilder und weher als ein Kofakenlied.

Carl Worms.



Warten.

Ich liege und lausche der tickenden Uhr,
O, könnte ich einmal doch handeln nur,
Nicht immer nur warten und warten.

Ach, lieber auf blutenden Knien nach Rom
Und Buße getan in dem heiligen Dom,
Als warten und warten und warten.

Dreinschlagen möcht ich und zerringen im Streit
Mit eiserner Faust und voll Bitterkeit,
Doch immer nur warten und warten.

Da naht schon auf rauschenden Flügeln die Nacht,
Die Nacht, aus der keiner wohl jemals erwacht
Und jetzt noch warten und warten!

1331 Zoega v. Manteuffel.

Am Ende.

So ist die Jugend dir dahingegangen,
Stolz, freudesatt.
Versuchung streifte niemals deine Wangen,
Du wiesest siegend, mit bewußtem Prangen
Ein reines Blatt — — —
Und doch schon müde, wie geneigt zum Grabe,
Schon lebensmatt?
Was war dein Leben? Eine tote Gabe,
Ein wunschlos Wandern an gebohrtem Stabe,
Ein leeres Blatt.

Carl Worms.

Blumenbitter.

Etwas Sonne und Wasser
Und Erde und Luft!
Ach! ich gäb's dir ja wieder
In Farbe und Duft.

Lizzi Zoega v. Mantouffel.